Heft 5 Mai 1997 8,– DM

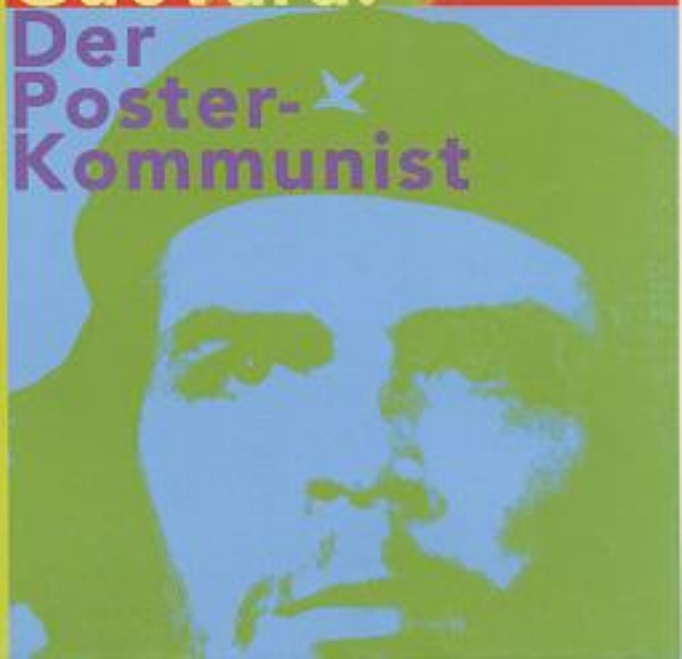
C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Castros Wunder-Wirtschaft
- Israel: Der Kriegs-Prozeß
- RAF-Frau Irmgard Möller: Die Nacht von Stammheim
- DGB: Hoch die nationale Solidarität!
- Fernsehn: Blöd, blöder, MDR
- Szene: Tic Tac Tot

Che Guevara: Der Poster-Kommunist



in konkret Mai 1997

hier Konkret von Abel Prieto
Ein Land, zwei Systeme? KONKRET befragte Abel Prieto, seit Februar 1997 kubanischer Kulturminister, zur Entwicklung in Kuba

von Konkret

an Konkret

Terror mit Gefühl von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Après Che von Joachim Rohloff
Wie Che Guevara erst in ein Poster verwandelt wurde und nun zum Popstar ernannt wird: 30 Jahre noch dem Tod des Revolutionärs ein Rückblick auf 40 Jahre Geschmack

Das Jahr 1967... von Peter O. Chotjewitz
... oder Die Geburt einer Ikone. Bericht aus einem revolutionären Umfeld

Es ist nie passiert von Harold Pinter
Kann das wirklich wahr sein? Ringen sich die anderen »Großmächte« dieser Welt jetzt etwa tatsächlich dazu durch, ihre Verachtung für das Machtgehabe der USA in Taten umzusetzen?

Auf eigene Rechnung von Conrad Schuhler
Der Reformkurs in Kuba zeitigt erste Erfolge, aber die In- und Auslandsschulden steigen weiter

Albanien bleibt unser von Cyrus Salimi-Asl
Das vom Christdemokraten Romano Prodi geführte italienische Regierungskabinett aus Linken und Zentrumskräften übt vor den Spiegeln der Geschichte das elegante und geschickte Auftreten für die Rückkehr des Landes auf die politische Weltbühne

Verlorene Illusionen von Justus Wertmüller
Die Globalisierung der kapitalistischen Tauschgesellschaft hat den Westen um seinen Universalitätsanspruch gebracht. Rüstet er sich nun zum »Kampf der Kulturen«?

Potsdam, zum Dritten von Otto Köhler
Die Weigerung des Potsdamer Stadtparlaments, eine dauerhafte Unterbringung der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht auch nur zu erwägen, zeugt von Traditionsbewußtsein

Spekulanten im Cyberspace von Jürgen Elsässer
Auf der Suche noch ihrem Gegner stoßen deutsche Arbeiter und Arbeiterinnen auf Angebote aus dem kollektiven Unbewußten der Nation

Zu Protokoll von Thomas Moser
1990 gründeten einige DDR-Dissidenten die »Gedenkbibliothek zu Ehren der Opfer des Stalinismus« am Hausvogteiplatz in Berlin-Mitte. In den folgenden Jahren prägte die Institution den antikommunistischen Gründungsansatz immer starker als einen nazistischen aus. Führende Funktionäre des Vereins erwirkten eine Entschädigung für eine alte SS-Aufseherin, die Bibliothek wurde zu einem Treffpunkt alter und neuer Nazis. Thomas Moser hat die Geschichte der Gedenkbibliothek für den Deutschlandfunk recherchiert, KONKRET dokumentiert

Auszüge aus der Sendung

»Es war ein wahnsinniger Zustand« von Irmgard Möller, Oliver Tolmein
Was geschah in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1977 im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses Stuttgart-Stammheim?

In diesem Sinne - Ich & Co. von Robert Kurz

In diesem Sinne - Der antideutsche Euro von Heiner Möller

In diesem Sinne - Die Deutschenfrage von Michael Schilling

Kunst & Gewerbe von Rayk Wieland

Die Wahrheit ist so einfach von Christian Schmidt

Animal Charme von Georg Seeßlen
Schamlose Blicke in eine barbarische Paradieswe1t: die Renaissance der Tierfilmserien im deutschen Fernsehen

Unterkünfte über dem Abgrund von Jürgen Roth
Zu einem fragwürdigen Phänomen des Verlagswesens

Fünf Jahre sind genug von Michael Rudolf
Für die einen ist es Fernsehen, für die anderen das längste Testbild der Welt: der Mitteldeutsche Rundfunk als Ursprung und Ziel der neuen Fernsehgemütlichkeits- und Verblödungsindustrie

Buch & Deckel von Jens Hoffmann
Graham Swift: Letzte Runde. Roman. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1997, 326 Seiten, 39,80 Mark

Buch & Deckel von Stefan Ripplinger
Ulrike Hartung: Raubzüge in der Sowjetunion. Edition Temmen, Bremen/Rostock 1997, 135 Seiten, 39,90 Mark

Buch & Deckel von Peter Böhm
Paco Ignacio Taibo II, Froilan Escobar, Felix Guerra: Das Jahr, in dem wir nirgendwo waren. Ernesto Che Guevara und die afrikanische Guerilla. Edition ID-Archiv 1996, 253 Seiten, 29,80 Mark

Der primäre Trieb von Frank Schäfer
Wilhelm Reich - Kommunist, Wissenschaftler, Phantast? Über einige Neuerscheinungen anläßlich seines 100. Geburtstags am 24. März dieses Jahres

Infame Fakten von Joachim Rohloff
Eine Studie Über die »Soziologie im Dritten Reich« hat die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« an den Rand der Raserei gebracht

Anliegen der Gesellschaft von Carsten Otte
Obwohl Geschäftsberichte Blättersammlungen mit belanglosem Inhalt sind, haben sie nicht nur die Sprache der Geschäftsleute, sondern vor allem die Alltagssprache geprägt

Bewegung 2. Juni revisited von Knud Kohr
Till Meyer und Inge Viett, Staatsfeinde von einst, haben ihre Autobiographien geschrieben

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Film & Theater von Kay Sokolowsky

Dante's Peak

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/97, S. 3

Abel Prieto

hier Konkret

Ein Land, zwei Systeme? KONKRET befragte Abel Prieto, seit Februar 1997 kubanischer Kulturminister, zur Entwicklung in Kuba

konkret: Partei und Staat haben drei, vier Jahre gebraucht, ehe sie ein Konzept für die Zeit nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Weltsystems fanden.

Prieto: Ja, und wie auch nicht. Denken Sie an die Situation 1990/91. Die Sowjetunion und ihre Partner zusammengebrochen, vier Fünftel unserer Importe und Exporte von heute auf morgen verschwunden. Kaum noch Energie und Waren für unser Land, kein Abnehmer mehr für unsere Produkte. Die Niederlage der Sandinisten in Nicaragua. Gleichzeitig demonstrieren die USA im Irak, wie sie mit ihren Gegnern umgehen wollen und können. Und wir hier auf Kuba spannen wieder Ochsen ins Joch, um überhaupt noch eine landwirtschaftliche Produktion zu haben. In drei Jahren hat sich das volkswirtschaftliche und das persönliche Einkommen der Kubaner halbiert. In dieser Lage veranstalten wir 1993 allgemeine, geheime Wahlen mit einer Direktwahl der Abgeordneten. Das war ein Referendum über das Schicksal Kubas. Wie wäre ein solches Referendum in Ihrem Land ausgegangen, wenn die Menschen die Hälfte ihres Einkommens eingebüßt hätten? Hier hat die Revolution gesiegt.

konkret: Zum Zeitpunkt der Wahl hatte die Kommunistische Partei immer noch kein neues Programm vorgelegt. Die Menschen hungerten, und sie hatten nur das Versprechen Castros, es würde bald wieder aufwärtsgehen.

Prieto: Richtig. Die Menschen wußten nicht, wohin es gehen sollte, aber sie waren nicht bereit, zu den alten Verhältnissen zurückzukehren. Und sie wußten, daß Fidel Castro die Garantie dafür ist, daß es dieses »Zurück« niemals geben würde. Ohne die moralische Autorität Castros hätten wir diese Periode nicht überstanden, als wir uns in einer feindseligen Umgebung, allein auf uns gestellt, neu zurechtfinden mußten. Aber wir haben Antworten auf die neuen Fragen gefunden, die Produktivität ist gestiegen, die Versorgung der Menschen ist besser, wir sind heute in der Lage, ein funktionsfähiges Modell für unser Land zu entwickeln.

konkret: Wie sieht dieses Modell aus?

Prieto: Wir haben ja verschiedene Roßkuren hinter uns. Wir sind bereits vor langer Zeit den Kolonialismus der USA losgeworden. Und wir sind auch geheilt von fremden sozialistischen Modellen, wobei ich gleich hinzufüge, daß wir unseren früheren sozialistischen Partnern viel verdanken. Das Modell, das wir jetzt entwickeln, hat folgende Hauptkriterien: starke Präsenz des sozialistischen Staates in der Wirtschaft; die sozialen Errungenschaften in Bildung, Gesundheit und sozialer Sicherheit müssen gesichert werden; es muß gleichzeitig Spielraum geschaffen werden für private Gewerbetreibende und ausländisches Kapital.

konkret: Dieser Spielraum ist heute schon beträchtlich. Jeder dritte Erwerbstätige arbeitet schon für den privaten Profit.

Prieto: Wir sind uns der Gefahr bewußt, daß im Schoß dieser Gesellschaft ein kapitalistischer Geist wächst. Es gab dazu eine eigene Tagung des Zentralkomitees, und wir diskutieren ständig darüber. Wir wollen alles versuchen, damit die Menschen verstehen, daß der Erfolg kleiner Unternehmen vom Erhalt des Sozialismus abhängig ist. Schauen Sie nach Lateinamerika - dort verschwinden die Kleinunternehmer, die transnationalen Konzerne machen ihnen ein Ende. Würden wir in Havanna McDonald's zulassen, wären auf einen Schlag hundert Paladares am Ende. Das muß doch in die Köpfe der Selbständigen gehen, daß wir an einem Strang ziehen.

konkret: Mit dem Wachstum des privaten Sektors entsteht offenkundig eine politische Kultur, die sich mit sozialistischen Vorstellungen nicht verträgt. Hunderttausende sind täglich auf der Jagd nach dem Dollar, in den schicksten Kneipen sitzen die Yuppies mit Funktelefonen, glühend beneidet von den armen Jugendlichen draußen vor der Tür.

Prieto: Es stimmt, daß um die ausländischen Firmen herum eine Yuppie-Kultur mit einem Luxusgehabe entsteht, das einfach widerwärtig ist. Aber wir haben natürlich anzuerkennen, daß im Erwerbsleben einige zu mehr Geld kommen als andere. Über diese Unterschiede im Wohlstand machen wir uns viele Gedanken. Derzeit überlegen wir, wie wir die privaten Profite stärker besteuern können. Und wir haben ein Programm für die Menschen, die mit Niedriglöhnen und Renten auskommen müssen, da müssen wir die soziale Fürsorge noch erhöhen. Die Menschen spüren, daß der Staat sie nicht allein läßt, daß wir keineswegs der Meinung sind, der Markt könne die Gesellschaft organisieren. Das Volk hat da einen sicheren Instinkt. Es gibt zwar eine Minderheit, die pro-Yankee ist, und es gibt eine Mehrheit, die über die Probleme des täglichen Lebens murrt, von denen wir immer noch, vom Verkehr bis zur Wohnungsnot, viel zu viele haben. Aber die meisten dieser Leute wissen, daß keins dieser Probleme durch den Kapitalismus gelöst würde. Wir studieren sehr genau die Lage der Länder, die den Sozialismus aufgegeben haben. Für die große Masse ist das Leben dort schlechter geworden, ohne daß sie an demokratischer Mitbestimmung gewonnen hätten. Das soll ein Vorbild für Kuba sein?

konkret: Intellektuelle und Künstler betonen die ethischen Probleme des Modells der kubanischen Entwicklung: daß ein primitiver Materialismus die revolutionären Prinzipien der Gleichheit und Solidarität zerstören würde.

Prieto: Die Intellektuellen registrieren, daß wir aus der ökonomischen Krise herauskommen, befürchten aber, daß wir dafür möglicherweise einen zu hohen Preis zu zahlen hätten. Sie weisen auf die Prostitution, auf die Geldgier, auf den Auslands- und Dollarkult. Das sind ja alles echte Probleme, deshalb ist diese Diskussion hilfreich. Unsere Gegner sollten sich jedoch nicht der Illusion hingeben, daß damit eine »Systemopposition« im Entstehen wäre. Ganz im Gegenteil, die kritischen Stimmen äußern sich in Sorge um den Sozialismus. Die kubanische Intelligenz, die kubanische Kultur stand immer links.

Das Gespräch führte Conrad Schuhler

Konkret 05/97, S. 4

von Konkret

Es gibt Tage, an denen auch den kältesten KONKRET-Redakteur Zweifel beschleichen, ob seine Arbeit im Weingarten des antideutschen Linksextremismus süße Früchte trägt. Und dann gibt es einmal im April den Tag, an dem Bonns Polizeiminister Manfred Kanther den Bericht des Bundesamtes für Verfassungsschutz vorzustellen pflegt. In diesem Jahr so:

Bedeutsam blieben für Linksextremisten auch organisationsunabhängige Publikationen, die unterschiedliche ideologische Spektren bedienen oder bestimmte Aktionsfelder von Linksextremisten aufgreifen. Zu erwähnen ist hier vor allem das ehemalige Zentralorgan der früheren DDR-Staatsjugend »Freie Deutsche Jugend« (FDJ), die Tageszeitung »junge Welt« (jW)... Zu beachten ist auch das linksextremistische Monatsblatt KONKRET - ein Sprachrohr des »antideutschen« Linksextremismus.

Und keineswegs ein Sprachrohr des linksdeutschen Antiextremismus, des antilinken Deutschextremismus oder des prodeutschen Rechtsextremismus bzw. Gauweilerismus-Kantherismus. Es ist also doch nicht alles vergebens.

Lutz Hachmeister, der ehemalige Chef des Adolf-Grimme-Instituts, berichtete am 13. März in »Willemsens Woche« (ZDF) über den Umgang, den der »Spiegel« mit seiner braunen Vergangenheit pflegt, betreffend die Karriere von drei SS-Hauptsturmführern als Ressortchefs für Internationales, deutsche Politik und Geisteswissenschaft sowie als Serienautoren. Ganze 43 Zeilen habe der »Spiegel« bisher dieser Geschichte gewidmet:

Hachmeister: Da sind vier, fünf Fehler in 43 Zeilen. Auch das ist eine harte Leistung.

Willemsen: Und die Zeilen enden mit dem Satz, der »Spiegel« bleibe ein »antifaschistisches Geschütz«. Kann man das auf der Basis Ihrer Recherchen noch sagen?

Hachmeister: Das ist vollkommener Unsinn. Da steht, er sei ein antifaschistisches Geschütz von Anfang an gewesen – und das ist inkorrekt.

Willemsen: Stefan Aust bezieht sich auf Ihre Vorwürfe und sagt dann, etwas unscharf, dreimal in Folge. »Diese Geschichte ist uralt. « Wärmen wir hier gerade alte Kamellen auf?

Hachmeister., Nein. Es gibt einen einzigen Artikel darüber, der fundiert ist - in fünfzig Jahren. Und danach kam meine Studie.

Willemsen: Es hat schon mal vor ein paar Jahren ein KONKRET-Redakteur versucht, die Geschichten aufzuwälzen. (Das war er, »der einzige fundierte Artikel«, unter dem Titel »Offizielle Mitarbeiter«, von Otto Köhler in KONKRET 5/92 - Red.)*Dabei ist immer erstaunlich, daß, ich glaube, nur noch KONKRET und die » Taz« es drucken. Bei Ihnen war es die »Taz«. Kein anderes deutsches Organ stellt sich der Kritik. Fernsehanstalten auch nicht. Hat der »Spiegel«, diese Macht? ... Oder gibt es vielleicht noch einen Grund, daß so wenig darüber gesprochen wird? Marcel ReichRanicki sagte: »Ach, wenn wir damit anfangen, jetzt uns die braunen Leichen aus dem Keller vorzurechnen, dann hat die >FAZ< welche, und die >Süddeutsche Zeitung< hat welche, und wir alle haben sie. «*

Bei Springers »Welt« beispielsweise pinselte noch in den 70er Jahren der Judennasen-Zeichner des »Völkischen Beobachters« seine Karikaturen, im Fernsehen arbeiteten die alten Kameraden aus der Propaganda-Kompanie des Ostfeldzugs, die auch bei der »Zeit« und im »Stern« saßen. Deshalb will keiner den ersten Stein werfen. Und auch nicht irgendeinen andern. Denn wer die braunen Leichen vorrechnet, wird schnell merken, daß sie noch ziemlich warm sind und kräftig zutreten (lassen) können.

KONKRET veröffentlicht auf Seite 20 eine fulminante Polemik wider das Machtgehabe der USA. Darin heißt es:

Fahrten die Militärputsche in Argentinien, Uruguay, Brasilien und Chile zu einem Ausmaß an Repression und Leid, das mit dem in Nazi-Deutschland, im stalinistischen Rußland und in Kambodscha unter den Roten Khmer vergleichbar ist? ... Die Antwort lautet Ja.

Der Autor, der diese Anwort gibt, ist Harold Pinter. Es fällt der KONKRET-Redaktion natürlich nicht ein, den britischen Dramatiker zu zensieren. Sie erlaubt sich aber - in diesem für unsere besondere Gegend sehr besonderen Fall - die editorische Randbemerkung, daß ihre Antwort Nein gelautet hätte, weil man zwar alles vergleichen, aber eben nicht, was hier gemeint ist, gleichsetzen kann: nicht Pinochets Chile mit Stalins Rußland, nicht Stalins Rußland mit Pol Pots

Kambodscha und alle drei ganz besonders nicht mit Nazi-Deutschland.

Unter dem Titel »111 Jahre 1. Mai - Vom Klassenkampf zur Standortsicherung« veranstaltet KONKRET zusammen mit dem Verlag 1900 und der »Arbeitslose Akademiker Nachwuchsvereinigung« am 30. April 97 um 18 Uhr im Hörsaal des Pädagogischen Instituts der Uni Hamburg eine Podiumsdiskussion mit Thomas Ebermann, Volker Ullrich (»Zeit«), Uwe Soukoup (Verlag 1900), Günther Metzinger (IG Medien) und Hermann L. Gremliza.

Eine weitere Veranstaltung, die sich mit den Thesen des US-amerikanischen Historikers Daniel J. Goldhagen und der Kritik daran beschäftigen soll, plant KONKRET für den 15. Mai 97. Zeit, Ort und Teilnehmer entnehmen Sie bitte den Hamburger Veranstaltungshinweisen.

Die neue Ausgabe von UNI KONKRET erscheint am 20. Mai 97 und kann für 2 Mark (+ 1,50 Mark Porto) beim Verlag bezogen werden.

Konkret 05/97, S. 6

an Konkret

Dunkle Erwartungen

KONKRET 3/97: »Wer weiß mehr« von Christian Schmidt

Was Christian Schmidt nicht wußte: daß die »Urfehde« nicht eine besonders erbittert ausgetragene Fehde ist, sondern der »urspr. >Zustand, in dem die Fehde aus ist<«, davon abgeleitet der »beschworene Verzicht auf Rache für erlittene Feindseligkeiten« (Friedrich Kluge *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* Berlin/New York 1975). Schmidts Erklärung, an die er dunkle Erwartungen hängt, scheint mir einen Wunsch zu reflektieren, der mindestens durch die Wortgeschichte nicht gedeckt ist. Davon ab, hat er schön geschrieben. Kürzer las ich es in einer Zeitung: Die ungeübten Albaner hätten einem »dubiosen Anlagesystem« vertraut, woraus sich das weitere erkläre. Vorsichtige Anmerkung: Glücksspiele wie das weltweit anzutreffende Pyramiden-, Schneeball-, Lawinensystem oder das Hütchenspiel als eine regionale Variante sind zwar inzwischen schon ziemlich alt und haben manche Pleite erlebt, aber alle Befehdungen gut überstanden und trotz Albanien usw. von ihrer ursprünglichen Anziehungskraft eigentlich wenig verloren. Geradezu eingebürgert hat sich der beschworene Verzicht auf Feindseligkeiten (gegen die Spielleitung) bei erlittenen Enttäuschungen.

Ulrich Opfermann

Siegen

Spanisches Intermezzo

KONKRET 4/97: »Testfall Guernica« von Dirk Hempel

In Lüneburg wird seit vielen Jahren der Heldentaten des in Großer Zeit hier stationierten »Löwengeschwaders« gedacht. Einer der Helden hat auch ein Buch geschrieben (Generalleutnant der Bundesluftwaffe a.D. Martin Harlinghausen in Rudi Schmidt: *Achtung - Torpedo los!* Koblenz 1991), das von einem alten und nach 1945 erneuerten Kameraden mit einem Geleitwort bedacht wurde: »Die Geschichte dieses Geschwaders gibt Kenntnis von den vielen Einsätzen auf allen Kriegsschauplätzen, von *der Weite des Ostens,* über dem nördlichen Eismeer und den englischen Inseln, über Frankreich und der Biskaya, über dem Mittelmeer und der Sahara bis nach Kreta und den Suez-Kanal sowie auf der Krim ... Diese Geschichte bedeutet nicht nur eine Aufzählung von Einsätzen, sie spricht ebenso vom Kämpfen und Sterben vieler Besatzungen. Wenn in Lüneburg, dem Standort des Geschwaders, ein Gedenkstein steht, so gibt dieses Buch den lebendigen Inhalt des Denkmals wieder. Die, die damals ihr Leben gaben, taten es - wie auch die Soldaten und zivilen Opfer aller am Zweiten Weltkrieg beteiligten Völker - in Erfüllung ihrer Pflicht für ihre Heimat, für ihr Vaterland. Ehre ihrem Andenken!«

Ein markiges und markantes Zeugnis entweder von abgrundtiefer Dummheit oder von Unfähigkeit und Unwilligkeit, aus der Geschichte Richtiges zu lernen. Solche Kerle hat Adenauer die Bundeswehr aufbauen lassen. Mit den bekannten Ergebnissen. Nicht die Spur von Einsicht in die Tatsache, daß die Wehrmacht als Zweite Säule des NS-Verbrecherstaates für verbrecherische Ziele einen verbrecherischen Krieg geführt hat, also alle *Einsätze* entsprechend zu werten sind.

Gipfel der Perversion des Denkens aber: den »zivilen Opfern *aller* am Zweiten Weltkrieg *beteiligten* Völker« zu bescheinigen, sie hätten auch nur ihre »Pflicht für ihre Heimat, für ihr Vaterland« getan, und sie mit ehrenvollem Andenken zu belästigen. Danke dafür, daß Ihr Eurer Pflicht, unsere Opfer zu sein, so ehrenhaft nachgekommen seid, daß Ihr Euch als Partisanen von uns aufhängen ließet, daß Ihr als Zivilisten, Frauen, Männer, Kinder Euch unseren Bomben unterworfen habt, daß Ihr als unsere Gefangenen zu Millionen verhungert seid, während wir in Euren Ländern mordeten, raubten, brandschatzten, die Fronten vorschoben, so den Betrieb der Vernichtungslager im Hinterland sicherten!

Die schwere Pflicht deutscher Soldaten, für genügend Opfer zu sorgen, weiß Harlinghausen angemessen zu loben: »Bei allem *Erhebenden* und aller *Schönheit* des Fliegens forderte der Dienst den Einsatz des ganzen Mannes.« Die Frage nach dem Ursprung der Kraft des »ganzen Mannes« beantwortet das Buch mit einem Zitat von Dieter Peltz, General der Kampfflieger, aus *Kampfflieger,* Stiftung Luftwaffenehrenmal e.V. 1971: »Für manche heute nicht mehr sichtbar, lagen die Wurzeln der Kraft und des kämpferischen Willens in der für jeden spürbaren Zugehörigkeit zum deutschen Volk und zum *Reich.«* Den - opportunistisch unterdrückten - *Führer* im heroischen Dreiklang behält man im Sinn - wie die erste Strophe des Deutschlandlieds.

Der »General der Kampfflieger« gibt auch den Fliegenden Lyriker, wenn er das Löwen-Kampfgeschwader preist, »das vom ersten bis zum letzten Tag des Krieges als Kampfverband mit *reinrassigen,* mehrmotorigen Kampfflugzeugen eingesetzt war«. Kampf der Reinrassigen in reinrassigen Maschinen. Und dann erzählt uns Generalleutnant a.D. Martin Harlinghausen, bis 1970 Kommandierender General der Luftwaffengruppe Nord der Bundeswehrmacht, wie er die Schönheit des Kämpfens und Fliegens über dem ersten Land der vielen ehrenhaften Opfer erlebte: »Ende 1937 wurde ich Kommandeur der AS 88 der Legion Condor in Pollensa (Mallorca). Ich fand bei dem Verband sechs Lufttorpedos F5 vor ... Da die Blockade der spanischen Mittelmeerküste zu meinen Aufgaben gehörte, beschloß ich, bei nächster Gelegenheit einen Torpedoangriff zu fliegen, schon um die Brauchbarkeit der Waffe zu erproben ... « Diesem selbst erteilten Befehl konnte er sich natürlich nicht widersetzen: »Der Dampfer, er hieß >Thorpeness<, 4700 BRT, Ladung Getreide für Valencia, erreichte nicht mehr den Hafen, sondern sank schon vor den Molenköpfen... Es war dies nach meinem Dafürhalten der erste Lufttorpedo, der mit Erfolg auf ein Schiffsziel geworfen worden war, aber weder die deutsche Marine noch die deutsche Luftwaffe zogen daraus Konsequenzen für ihre Rüstung. « Sonst hätten wir den Krieg vielleicht doch noch gewonnen, und Mallorca gehörte heute uns.

Am »Spanischen Intermezzo« (Rudi Schmidt), also vor dem »richtig schönen« Fliegen und Kämpfen im Großen Krieg gegen die Bolschewisten im Osten, mit denen zusammen man früher die Luftwaffe aufgebaut hatte, nahmen 12 Besatzungen des Löwengeschwaders teil. Sie »waren jeweils durchschnittlich 6 Monate bei der Legion Condor in der *K 88.* Jeder hatte in dieser Zeit an etwa 100 Feindflügen teilgenommen.« Mit ihren »reinrassigen, mehrmotorigen Flugzeugen« haben sie von 1936 bis 1939 an der Vernichtung Durangos, Guernicas und vieler andere Städte und Dörfer Spaniens, der Ermordung von Tausenden Männern, Frauen und Kindern mitgewirkt - und ihre »Dienstzeit« »hoch über der spanischen Erde« (Legionärslied) wurde den überlebenden Fliegern dann von der Bundesrepublik auf ihre Pensionen angerechnet. Mitte August 1936 fallen die ersten deutschen Bomben vor der andalusischen Küste auf das republikanische Schiff »Jaime I«, erringen deutsche Jagdflieger ihren ersten Luftsieg und zielen deutsche Kugeln zum ersten Mal auf spanische Zivilisten.

Im März 1937 wollen die Franco-Truppen die Nordfront vorschieben und den von Basken zäh verteidigten »Eisernen Ring« um Bilbao durchbrechen. Oberstleutnant Wolfram von Richthofen (Stabschef des Befehlshabers der »Legion Condor«, General Hugo Sperrle) vereinbart mit den Nationalspaniern unter anderem, daß die »schweren Kampfflugzeuge der Legion« »ohne Rücksicht auf die zivile Bevölkerung« eingreifen sollen. Am 3 1. März 1937 greifen deutsche Kampfflugzeuge weit hinter der Front den kleinen Ort Durango mit Bomben und Maschinengewehren an. 127 Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, sterben in den Trümmern, darunter 14 Nonnen und ein Priester während der Messe. 121 Menschen erliegen ihren Verletzungen in den Krankenhäusern. Die deutsche Luftwaffe erntet den Ruhm des ersten Bombenangriffs auf eine offene, unverteidigte Stadt.

Am 26. April 1937, es ist Montag und Markttag, geht Guernica unter den Bomben der Fliegerstaffeln der *K 88* in Flammen auf. Es bleiben nur Ruinen übrig. 1.654 Menschen sterben, 889 werden verwundet. »Guernica, Stadt von 5.000 Einwohnern, buchstäblich dem Erdboden gleichgemacht. Angriff erfolgte mit 250-kg- und Brandbomben, letztere etwa 1/3. Als die 1. Jus kamen, war überall schon Qualm (von VB, die mit 3 Flugzeugen angriffen), keiner konnte mehr Straßen-, Brücken- und Vorstadtziel erkennen und *warf nun mitten hinein.* Die 250er warfen eine Anzahl Häuser um und zerstörten die Wasserleitung. Die Brandbomben hatten nun Zeit, sich zu entfalten und zu wirken... Bombenlöcher auf den Straßen noch zu sehen, *einfach toll* .. « (Richthofen, Tage*buch,* 30.4.1937).

Am 1. April 1939 erklärte Franco das Ende seines mit entscheidender deutscher und italienischer Bombenhilfe gewonnenen Krieges gegen das eigene Volk. Die Bilanz: 600.000 Tote, Hundertausende von Verwundeten, Obdachlosen, Waisen, Tausende in Gefängnissen, eine halbe Million Spanier ins Ausland geflohen, Tausende später in deutsche Konzentrationslager verschleppt.

Nach einer Siegesparade in Madrid und einem dreitägigen Festbankett in Leon verließen die letzten deutschen Legionäre auf fünf Kraft-durch-Freude-Schiffen den Hafen von Vigo (ihr Kriegsgerät blieb zurück). Nicht zum letzten Mal erklang ihr Schlachtlied: »Wir flogen jenseits der Grenzen / Mit Bomben gegen den Feind. / Hoch über der spanischen Erde, / Mit den Fliegern Italiens vereint. / Wir sind deutsche Legionäre, / Die Bombenflieger der Nation. / Vorwärts, Legionäre ... «

Auch die Kameraden in Lüneburg dürfen sich ihren Teil an der Wiederbelebung alten Geistes zurechnen.

Aus einer Notgemeinschaft für die nach 1945 an die »Friedens«-Standorte Lübeck, Lüneburg und Schwerin zurückgekehrten Flieger wurde 1951 die »Traditionsgemeinschaft Löwengeschwader«. Schon 1953 wurde auf einem Treffen ein »Geschwaderehrenmal« beschlossen und am 8. September 1956 »geweiht«.

»Die Flieger der 1./JaboG 36 tragen den Löwen als Wappen an ihrer Fliegerkleidung. In jährlichen Veranstaltungen in Rheine oder im alten Fliegerkasino in Lüneburg wird die Gemeinsamkeit der Flieger von gestern und heute gepflegt« - und an manchen Tagen das Denkmal zur Kranzabwurfstelle.

Karl-Heinz Hansen

Barendorf

Konkret 05/97, S. 9

Hermann L. Gremliza

Terror mit Gefühl

... galt das besondere Engagement des Halbjuden Blumenfeld vor allem dem Ausgleich zwischen Deutschland und Israel ...

»Hamburger Morgenpost«

Den Staat Israel gibt es, weil es »Halbjuden« gab, in welchem Wort aus dem Sprachschatz der Nürnberger Gesetze der »Ausgleich« zwischen den Totschlägern und den Totzuschlagenden schon einmal stattgefunden hat. Israel ist der Ort, an dem Juden Zuflucht vor den Deutschen gefunden haben. Für die Deutschen ist Israel eine Gegend, deren Bewohner man befragen kann wie neulich der Reporter Tilman Jens in aller Unschuld die in Königsberg geborene Lea Rabin: »Wie kommt es, daß Sie so gut Deutsch sprechen?« Für die arabischen Nachbarn war und ist Israel ein Brückenkopf der ersten Welt in einem Teil der dritten. Außerdem und eben darum ist und war Israel stets zugleich eine Agentur neuzeitlicher Aufklärung in einer Region weltgeschichtlichen Mittelalters.

Es ist ein Widerspruch jener Art, die man früher, als man es auch schon nicht verstand, dialektisch genannt hätte, was aber seit dem Einigungsvertrag verboten ist. Deshalb also eine Nummer kleiner: Manchen politischen Phänomenen wohnt eine gewisse Ambivalenz inne, die sie teils dies, teils jenes, teils fortschrittlich und menschenfreundlich, teils reaktionär und menschenfeindlich sein läßt, je nach der konkreten Situation, in der sie auftreten.

Jahrzehntelang überwog Israels Part als Kronkolonie des Imperialismus, heute überwiegt, trotz des Rummels seiner eigenen Mediävalen, seine fortschrittliche Rolle. Das Datum des Wandels fiel mit dem der weltpolitischen Wende zusammen, und wie schwer es damals fiel, ihn als solchen wahrzunehmen, zeigte sich nicht zuletzt 1991 im Streit um die Bewertung des Golfkriegs, in dem KONKRET ein Drittel seiner Leserschaft verlor, weil es Israel gegen die gerade wiedererwachende deutsche Liebe zum Islam in Schutz nahm.

Dieser vorerst letzte arabische Krieg gegen Israel endete nicht in einem Frieden, sondern in einem »Friedensprozeß«. Das Wort war eine freundliche Geste der Rücksichtnahme auf den Stolz der Verlierer. Die Geschäftsgrundlage aber hieß Kapitulation: Die Palästinenser geben ihren fünfzigjährigen Krieg verloren, stellen die Kampfhandlungen ein und hindern ihre heiligen Granatwerfer von der Hamas und dem Dschihad al-Islami an weiteren Morden. Zum Lohn dafür erhalten sie das Recht kommunaler Selbstverwaltung in einigen ihrer im Krieg verlorenen Gebiete und werden als Juniorpartner an den Erlösen beteiligt, die der Friede für Israel abwirft.

Doch hatte auch der Friedensprozeß seine Ambivalenz und war zugleich das, was ein deutscher Staatslehrer einen »dilatorischen Formelkompromiß« genannt hat: Solange man sich in der Sache nicht einigen kann, verständigt man sich auf Formeln, aus denen beide Seiten ihre nicht vereinbaren Ziele herauslesen können. Die Palästinenser durften den Friedensprozeß so verstehen, als könne an seinem Ende ihr eigener Staat mit Jerusalem (oder wenigstens Ost-Jerusalem) als Hauptstadt stehen. Die Regierung Rabin war bereit, diese für die Entwaffnung der Gotteskrieger nützlichen Träume zu tolerieren. Sie zu erfüllen, hat auch Rabin nicht einen Augenblick erwogen.

Sein Nachfolger Netanjahu beendete die Träume. Er stellte die Palästinenser auf die Probe, ob sie an dem Verzicht auf Terror, den sie anläßlich ihrer unerklärten Kapitulation versprochen hatten, auch unter Druck festhalten oder ob sie bei Bedarf doch wieder die Hamas loslassen würden. Mit dem Ergebnis, daß Arafat sie losließ - nicht weil Netanjahu eine Siedlung errichtete, deren Bau schon Rabin geplant hatte, sondern weil die Welt sich noch einmal gedreht hatte und den Palästinensern, denen Anfang der Neunziger die verbündete Weltmacht abhanden gekommen war, einen neuen Bundesgenossen präsentierte, der den USA, der Schutzmacht Israels, entgegentrat: das deutsche Europa. So widerriefen sie ihre Kapitulation mit Bomben und Granaten.

Die Fronten im Nahen Osten aber verlaufen jetzt so, daß den USA, die den Islam säkularisieren und Allah durch den Dollar ersetzen wollen, die deutschen Liebhaber völkischen Aberglaubens entgegenstehen, die um jeden Derwisch werben. Vor zwanzig Jahren noch galt allen guten Deutschen das Palästinensertuch als Beweis der terroristischen Gesinnung seines Trägers, vor zehn Jahren trug es jedem Lehramtskandidaten eine Einzelfallprüfung ein, heute werden Leitartikel darauf gedruckt. Wer einst nur die Frage stellte, ob irgendwelche Attentäter nicht vielleicht doch irgendein Motiv oder einen Anlaß ihrer Tat gehabt haben könnten, war bereits als Sympathisant der Terroristen überführt. Heute schreibt dieselbe »Frankfurter Allgemeine« zu den jüngsten Attentaten auf jüdische Cafehausgäste über den »wiederbelebten, jahrzehntealten Konflikt der zwei Völker im selben Land«:

Die Wende zum Negativen brachte dann der Beschluß der israelischen Regierung, mit dem Bau einer jüdischen Siedlung am südlichen Rand von Ost-Jerusalem auf annektiertem besetzten Gebiet gerade jetzt zu beginnen. Es bedeutet keine

Entschuldigung palästinensischer Gewalt..., in dieser Entscheidung eine Sabotage des gefährdeten Friedensprozesses zu sehen. Die Reaktionen auf palästinensischer Seite waren absehbar jedenfalls für jeden, der sich auch nur ein wenig einzufühlen bereit ist.

Und sie sind, weiß Allah, bereit, sich einzufühlen, von der »FAZ« bis zum »Neuen Deutschland«, das nach zwei palästinensischen Anschlägen auf israelische Schulbusse mit der Schlagzeile erscheint: »Geheimdienst als Drahtzieher / Arafat: Israel inszenierte Terroranschlag.« Einfühlend wächst zusammen, was zusammengehört, wobei das »ND« die Haltung, welche die SED zur alten antiamerikanischen Weltmacht eingenommen hatte, jetzt zur neuen antiamerikanischen Weltmacht einnimmt, Schulter an Schulter mit allen andern:

»Die ganze Welt fragt sich: Treibt Israels Politik den Nahen Osten in eine neue Krise? Die israelische Angst vor Terror und Gewalt wird durch Netanjahus Politik zur Wirklichkeit«, weiß die vom ehemaligen Bundeskanzler Schmidt herausgegebene Wochenzeitung »Zeit«, deren Mitarbeiterin Gisela Dachs sich ebenfalls tief einfühlen kann: »Die Wut über die israelische Entscheidung, ausgerechnet jetzt die Bulldozer in Ost-Jerusalem rollen zu lassen, bringt immer mehr Palästinenser dazu ... «

Bis ins Trainingscamp der Gotteskrieger reicht die deutsche Liebe zum Islam. Kurz vor dem Urteil im Berliner Mykonos-Verfahren nannte der deutsche Geheimdienst-Koordinator Schmidbauer den Vorwurf an die iranische Regierung, Terroristen auszusenden, »völlig unbewiesen«, ja »pure Spekulation«. Nach dem Urteil, das die Teheraner Ayatollahs als Auftraggeber der Mörder überführt, gab Minister Kinkel die Parole aus: »Ruhig Blut, nichts anheizen, morgen sieht die Welt wieder anders aus«, und überließ es seinem Parteifreund Möllemann zu erklären, wie: »Es kann nicht sein, daß ein Berliner Amtsrichter darüber entscheidet, wie wir unsere Außenpolitik zu den Staaten dieser Welt gestalten«, Iran habe schließlich »eine Schlüsselrolle in der islamischen Welt«.

Die deutsche Politik muß, dem Rat ihrer führenden Tageszeitung folgend, sich an den »geopolitischen Erwägungen« orientieren, »die es bei aller Abneigung gegen die Machthaber dort zu bedenken gilt«. Es versteht sich, daß dabei auf Halb- oder Volljuden nicht immer Rücksicht genommen werden kann: »Es stellt sich die Frage, ob wir Deutschen im Wissen um unsere Verantwortung gegenüber Israel entsprechenden Druck ausüben dürfen, was schließlich - mangels anderer Mittel (noch haben wir kein Militär in der Gegend, HLG) - nur die Drohung mit finanziellen Konsequenzen bedeuten kann. Ich behaupte: Wir müssen« (Möllemann).

Konkret 05/97, S. 10

Herrschaftszeiten

Grenzregime 1

Das Beste (besser: das einzig Gute) an der PDS sind die parlamentarischen Anfragen, mit denen ihre Bundestagsgruppe die Bundesregierung piesackt (und wenn sie sich auf diese Tätigkeit beschränkt, tritt die halbe KONKRET-Redaktion der Partei kollektiv bei). Als die PDS wissen wollte, wie viele Flüchtlinge 1996 in deutschen Abschiebeknästen versucht haben, sich das Leben zu nehmen, und wie viele es geschafft haben, antwortete die Bundesregierung, der Selbstmord von Flüchtlingen sei Ländersache. Eine Dokumentation der Antirassistischen Initiative Berlin (ARI) zählt vier Selbstmorde in Abschiebehaftanstalten, fünf Selbstmorde von Abschiebekandidaten (aus Togo, der Elfenbeinküste, der Türkei, Nigeria, Bosnien) außerhalb von Haftanstalten auf. Seit 1993 hat die ARI 45 Selbstmorde aus Angst vor Abschiebung gezählt. Jetzt hat die PDS die Bundesregierung nach der Zahl der toten Flüchtlinge an den Grenzen der BRD gefragt (die sie leider nicht »Opfer des BRD-Grenzregimes« nennt). Diese Toten sind Bundessache. Die ARI kommt für 1996 auf acht, seit 1993 auf insgesamt 45 Tote, das sind pro Jahr durchschnittlich etwas mehr als 11 Todesfälle. Die Bundesregierung war bei Redaktionsschluß noch am Zählen.

Grenzregime 2

Nach Angaben des Berliner Generalstaatsanwalts Christoph Schaefgen hat es in den 28 Jahren von 1961 bis 1989 an der Berliner Mauer und an der Grenze zwischen BRD und DDR insgesamt 260 Todesfälle gegeben. Das sind pro Jahr durchschnittlich etwas weniger als 10 Todesfälle.

Kanaken

Weil sie nicht abwarten wollten, bis sie in Bosnien Jagd auf Serben machen konnten, haben zehn bewaffnete Rekruten der Bundeswehr, die gerade als geeignet für den Einsatz als Sfor-Soldaten ausgewählt worden waren, in Detmold drei Ausländer zusammengeschlagen. Ihr Dienstherr Volker Rühe erklärte sich für »besonders betroffen«. Eine Woche vor dem Coming out der zehn Bundeswehr-Nazis hatte die Wehrbeauftragte des Bundestags, Claire Marienfeld (CDU), behauptet, in der Bundeswehr gebe es keine rechtsextremistischen Tendenzen. Die 44 einschlägigen »Verdachtsfälle« des letzten Jahres, an denen 56 Soldaten beteiligt gewesen sein sollen, dürften nicht verallgemeinert werden.

Kancken (befreundete)

Gefragt, ob seine Kritik an der Abschiebung bosnischer Flüchtlinge zugleich eine Kritik an der Abschiebung anderer Flüchtlinge sei, antwortete der deutsche Ehrenmuezzin Christian Schwarz-Schilling: »Nein, nein, keineswegs.«

Kanaken (nicht befreundete)

In Albanien stehen sich nicht ein verdorbenes Regime und ein gutes Volk gegenüber; auf beiden Seiten fehlt es an Zivilisiertheit,

schreibt der »FAZ«Herausgeber Johann Georg Reißmüller, der schon den jugoslawischen Bürgerkrieg mit der Parole angefacht hatte, daß die Serben es nicht verdienten, als europäisches Volk behandelt zu werden. Auch diesmal kann er den Beginn des Krieges kaum erwarten: »Wichtigste Aufgabe des Westens in Albanien wäre eine fast durchgängige Entwaffnung.«

Zivilist d. Res.

Schier noch ungeduldiger als der Kriegslustgreis Reißmüller sehnt der zivilgesellschaftliche Nachwuchs, vertreten durch den vormaligen »Autonomie«- und heutigen »Hamburger Morgenpost«-Redakteur Thomas Schmid, die nächsten Gemetzel herbei: »Es wird höchste Zeit, daß die demokratischen Staaten Instrumente entwickeln, auch jenseits ihrer Grenzen Unmenschlichkeit zu unterbinden. Die Menschenrechte haben Vorrang vor der Souveränität der Staaten. « Und ab geht die Uzi .

Zu Befehl

Die USA immerhin scheinen auf die autonome Stimme aus Hamburg-Bahrenfeld zu hören, denn schon eine Woche nach deren allgemeiner Erklärung der Vorrangigkeit forderten sie den Gouverneur ihres 87. Bundesstaates auf, zurückzutreten und ins Exil zu gehen. Der Gouverneur nennt sich Marschall und heißt Mobutu, der US-Bundesstaat heißt Zaire.

Feldpost 1

Rüdiger Moniac, der Kommiß-Maniak der »Welt«, hat »selbst ganz links im Spektrum des Parlaments, wo sich das Denken für gewöhnlich wenn nicht antimilitaristisch, so doch mindestens pazifistisch artikuliert«, deutlich gespürt, »daß gegen diese Bundeswehr, wie sie sich bei der Rettungsoperation in Albanien präsentierte, wenig vorzubringen ist«. Weshalb auch von ganz links im Parlament kaum ein Einwand zu erwarten war, als die Zeitschrift »Bundeswehr Aktuell« melden konnte:

Die Girlie-Band »Tic Tac Toe« startet ihre Deutschland- Tournee am Ostermontag im Feldlager Rajlovac.

Rajlovac liegt bei Sarajevo (Hauptstadt von Deutsch-Südwestjugoslawien).

Feldpost 2

Der ehemalige Handballspieler Hans Günter Schmidt, auch »Hansi« oder - wegen Körpergröße und Herkunft aus Rumänien - »Karpaten-Bär« genannt, ist jetzt Lehrer und erzählt seiner Heimatzeitung, der »Rheinpfalz«: »Ich unterrichte auch eine 13jährige aus Bosnien, Hanna heißt sie. Die hat mich gefragt, ob ich mir denken könne, warum die vier Jahreszeiten in Deutschland oft so besonders schön seien. Als ich den Kopf geschüttelt habe, hat das Mädchen gesagt: Das hat der liebe Herrgott so eingerichtet, weil die Deutschen überall auf der Welt helfen.« Schmidt, vor dem, wie die »Rheinpfalz« schwärmt, »einmal die Gegenspieler gezittert haben«, habe »Rührung in der Stimme« gehabt, als er seine Erzählung mit den Worten schloß: »Das ist doch wunderschön gesagt, oder nicht?«

Frontbericht

General Klaus Naumann, der deutsche Vorsitzende des Nato-Militärausschusses, kam mit einer »düsteren Einschätzung« (»Spiegel«) aus Moskau zurück: Das Feindbild der russischen Armee sei immer noch von der Vergangenheit geprägt. Weder im Generalstab noch bei der Truppe werde »nach vorn gedacht«. Vielleicht weil sie ahnen, daß vorne für sie hinten in ihrer Geschichte liegt.

Statt Blümchen

Erst hatte das Bundesversicherungsamt den »Verfolgten des Faschismus«, die später in Regierung und Staatspartei der DDR Ämter bekleideten, ihre »Ehrenrente« vorläufig aberkannt, dann hatte das Bundessozialgericht diese Aberkennung als rechtswidrig aufgehoben. Auf Initiative der »Bild-Zeitung« und ihres Sozialkaspers Norbert Blüm, der diesen »Menschenschindern« nicht eine Mark zukommen lassen will, haben daraufhin CDU/CSU, FDP und SPD das entsprechende Gesetz innerhalb von vier Tagen geändert. Kurt Hager, Bernhard Quandt und die anderen sind selber schuld. Wären sie einst in die SS eingetreten, statt sich von ihr in Zuchthäuser und Konzentrationslager sperren zu lassen, bekämen sie jetzt eine Opferrente wie 50.000 andere braune Kameraden auch - und Blüm könnte wegen verfassungsrechtlicher Bedenken noch einmal zwanzig Jahre und vier Tage lang nichts dagegen machen.

Volksaufklärung 1

Dorfpfarrer Joachim Gauck, dank Stasi zum Präzeptor beider Germanien aufgestiegen, mahnt die Westdeutschen, im Umgang mit den Menschen aus dem Osten zu begreifen, daß diese durch die Diktatur deformiert worden seien. Gauck: »Es genügt nicht, in die Nähe von Behinderten zu gelangen, um zu wissen, daß sie behindert sind.« Wie behindert Ossis sind, geht unter anderem daraus hervor, daß von ihnen, wie Gauck festgestellt hat, »Honeckers Kindergärten gerühmt werden so wie Hitlers Autobahnen, die schlimmen Sachen dagegen ausgeblendet«. Zum Beispiel will keiner mehr von dem Konzentrationslager reden, aus dem der Gauck und die Bohley im Oktober 1990 von Einheiten der Bundeswehr befreit wurden.

Berufsfreiheit

Durch das neue Arbeitsförderungsgesetz haben Arbeitslose den Anspruch darauf verloren, im erlernten Beruf bleiben zu können. Dennoch bleibt ein fundamentaler Unterschied zu Honeckers Kindergärten: Der Beruf, der später nicht ausgeübt werden kann, darf frei aus den Berufen ausgewählt werden, für die es keine Ausbildungsplätze gibt.

Volksaufklärung 2

In einem Interview mit dem Yellow-Nachrichtenmagazin »Focus« kündigt der Martin Walser an, daß er demnächst die Geschichte Nazideutschlands umschreiben werde:

Ich will nicht untergehen in den Rede- und Denkweisen, die jetzt - und sei es aus den achtenswertesten Gründen - herrschen, wenn es um die Jahre 33 bis 45 geht. Ich kann mich auf jeden Fall beim Schreiben nicht der jetzt gerade herrschenden Routine fügen. Jetzt weiß jeder, wie man damals hätte handeln sollen. Verstehen, warum man damals anders gehandelt hat, fällt schwerer. Das ist nicht mein einziges Motiv, aber es ist auch eins.

Ex negativo

Es ist schwer, die politische Position des Münchner CSU-Vorsitzenden zu definieren, ohne vor Gericht zu landen. Das bleibt einem erspart, wenn man den Rückschluß aus der Bezeichnung, die Gauweiler jetzt der »Tageszeitung« gegeben hat, dem geneigten Publikum überläßt: Gauweiler nannte das von Reißmüllers »FAZ« mehrfach belobigte Blatt »die ultra-linke Westberliner Zeitung taz«.

Perestroika

Nach Angaben der Welt-Gesundheits-Organisation WHO ist in allen 15 Republiken der früheren Sowjetunion die durchschnittliche Lebenserwartung seit 1990 ständig gesunken und liegt jetzt bei weniger als sechzig Jahren. Allein 1996 schrumpfte die Bevölkerung Rußlands um 475.000 Menschen. 1990 war sie noch um 332.000 gewachsen.

Glasnost

Bis zu seinem Amtsantritt hatte Viktor Tschernomyrdin bereits ein Privatvermögen von 47,6 Millionen Mark erworben. In seiner Amtszeit als russischer Ministerpräsident sei, so berichtet »1,e Monde«, sein Privatvermögen auf 8,5 Milliarden angewachsen.

Alles geht

Über die USA pflegte der »Völkische Beobachter« bis zu seinem Ende 1945 etwa so zu schreiben: »Die ganz große Freiheit - das war in Wahrheit immer der vulgär raffende Kapitalismus. Immer war die amerikanische Politik eine ganz überwiegend unansehnliche, vom Geld geschmierte und korrupte Affäre. Die USA sind keine Demokratie, sondern eine Plutokratie. Der Slum ist ein Kennzeichen Amerikas.«

Ober die USA pflegten die Nazis nach 1945 in der »National- und Soldatenzeitung« etwa so zu schreiben: »In Deutschland steht Amerika unter Denkmalschutz. Mindestens acht Millionen tote Indianer (liegen) am Weg der Staatsbegründung. Die amerikanische Armee, benahm sich - und, weiß Gott, öfter als häufig - gegen die Indianer wie ein bißchen später ein Nazi-Trupp in Lidice oder Oradour. Die legendäre Durchdringung des Landes mit Bahngeleisen war ein frühes KZ.«

Über die USA schreibt 1997 in der Wochenzeitung »Freitag« das eine wie das andere der Rolf Winter, vormals Chefredakteur von »Stern« und »Geo«.

Schmücke dein KZ

Weil ein britischer Veranstalter aus Nottingham eine Pauschalreise nach Polen unter dem Titel »2.000 Meilen durch das Land von Chopin und der Endlösung« anbietet, beschwerte sich die »Bild-Zeitung«: »Geschmacklos! Werbung mit Nazi-Greuel.« Die wir schließlich nicht veranstaltet haben, daß Ausländer damit absahnen. Wie's richtig geht, nämlich deutsch und geschmackvoll, stand am selben Tag in der »Hamburger Morgenpost«:

Meisterschüler gestalten KZ-Gedenkstätte neu... Das Museumsgelände von Neuengamme als Lehrstoff für Landschaftsarchitekten. .. Eine Woche KZ: ungewöhnlicher Lehrstoff für 25 angehende Garten- und Landschaftsbau-Meister. Sie gestalten Teile der Gedenkstätte Neuengamme um, lernen dabei Techniken ihres Berufs - und noch ein bißchen mehr.

Ein Foto zeigte einen Meisterschüler, wie er gerade eine »Straße der Deponierten« mit den Buchstaben A, U, S, C, H, W, I, T und Z künstlerisch bepflastert.

Holy browser

Seit Ostersonntag ist der Papst unter http:/www.vatican.va im Internet. »www« steht rür world wide wojtyla. Fortschritt ist, wenn der Aberglaube elektronisch verbreitet wird.

Demnächst: Mariä unbefleckte Empfängnis mit dem Joystick.

Post-Prophet

Hinterher weiß es sogar der Alexander Solschenizyn voraus: »Schulen und Universitäten in Rußland verrotten. In zwei bis drei Jahren wird Rußland auf die Stufe eines zweitrangigen afrikanischen Landes zurückgefallen sein.«

Der Feind steht links

Im Jahr 1996 hat das Bundesamt für Verfassungsschutz 8.730 rechtsextremistische Straftaten registriert und 932 linksextremistische. Die Zahl der »gewaltbereiten« Rechten schätzt der Dienst auf 6.400, die der »gewaltbereiten« Linken auf »mehr als 6.000«, nämlich alle »anarchistisch orientierten Autonomen«. Die Zahl der Gewalttaten von rechts sei um sieben Prozent auf 781 gesunken, die der Gewalttaten von links von 572 auf 654 um 12,5 Prozent gestiegen. Deshalb, meinte der zuständige Polizeiminister Manfred Kanther (CDU), sei die Gefahr von links größer. Die Zahl der »Gewalttaten mit ausländerextremistischem Hintergrund« sei, heißt es im Bericht, um 4,9 Prozent auf 269 gesunken, was »Bild«, »die größte Zeitung der westlichen Welt«, mit der Zeile kommentierte: »Immer mehr militante Ausländer in Deutschland aktiv«. Aber keine falschen Hoffnungen: Auf einen Bericht über Rechtsextremisten, den Kanther vorlegt und »Bild« kommentiert, anstatt daß beide in ihm vorkommen, ist kein Verlaß.

Lehrmeister

Wie man Ausländerfeindlichkeit sozialdemokratisch richtig bekämpft, hat Herbert Wehner im Februar 1982 dem SPD-Parteivorstand erzählt:

Wenn wir uns weiterhin einer Steuerung des Asylproblems versagen, dann werden wir eines Tages von den Wählern, auch unseren eigenen, weggefegt. Wir sind am Ende mitschuldig, wenn faschistische Organisationen aktiv werden. Es ist nicht genug, vor Ausländerfeindlichkeit zu warnen, wir müssen die Ursachen angehen.

Und Ausländerfeindlichkeit dadurch abschaffen, daß wir die Ausländer abschaffen. Mit derselben Strategie hat die SPD auch die Ausbeutung der Arbeiterklasse glorreich abgeschafft.

Modern Times 1

Die Welt wird schöner von Tag zu Tag, und am schönsten die deutsche. Ganz früher gab es auch bei uns den Klassenkampf, der dann mühsam erst von der »Volksgemeinschaft«, dann von der »Sozialpartnerschaft« abgelöst wurde. 1997 endlich ist es soweit, daß der Chef des größten deutschen Konzerns, Jürgen Schrempp von Daimler-Benz, eine neue Ära einläuten kann: Das Zeitalter der »Konsenskultur zwischen Management und Betriebsrat«.

Modern Times 2

Der Günther-Neske-Verlag dokumentiert eine Tagung der »Deutschen Nationalstiftung« unter dem Titel »Deutschland an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Chancen und Risiken für unsere soziale und ökonomische Entwicklung« . Das aufregende Thema hatte so interessante Referenten angelockt wie Kurt Biedenkopf, Ulrich Cartellieri, Wilfried Guth, Tyll Necker und Helmut Schmidt. Aber auch zwei andere, von denen heftigste Widerrede zu befürchten war: »Die anschließende Diskussion, in der unter anderem Antje Vollmer und Hans Magnus Enzensberger das Wort ergriffen, zeigte in der Einstimmigkeit, daß die vorgetragenen Analysen weitgehend geteilt wurden.« Uff, das scheint ja noch mal gutgegangen zu sein.

Modern Times 3

Herzog Franz von Bayern besucht die Oberpfalz. Zusammen mit seinem Cousin Prinz Luitpold wird er im Kloster Ensdorf erwartet. Der Zwei-Tages-Ausflug führt den Herzog über Vohenstrauß und das Sybillenbad zum Kloster Steinshart. Am Tag seiner Ankunft werde Herzog Franz bei einem Empfang für Prominente aus Wirtschaft, Politik und Kirche »einiges zum Haus Wittelsbach sagen«, so Bezirkstagspräsident Hans Bradl. Der fürstliche Besuch soll seinen Abschluß im Deutsch-Ordens-Schloß in Postbauer-Heng finden. Offen ist, ob auch Prinz Max den Herzog begleiten wird, meldet das »Straubinger Tagblatt«.

Neuzeit

Der Kreistag von Oberhavel (Brandenburg) hat fünfzig Anträge auf ABM-Gelder von insgesamt 3 Millionen Mark positiv beschieden und einen negativ: den Antrag des Friedrich-Wolf-Hauses in Lehnitz, Gedenkstätte für den Arzt und

Schriftsteller, der nach dem Krieg erster Botschafter der DDR in Polen war. Wolf habe sich, sagte der CDU-Fraktionschef Horst Tschaut, »nie vom Stalinismus distanziert und sich wider besseres Wissen ein Leben lang bewußt und vorsätzlich auf die Seite des Unrechts, der Lüge und des Verbrechens gestellt. Er kann damit kein Humanist sein.« Wolf war Antifaschist. Wenn er sein Leben lang auf der Seite des Verbrechens gestanden hat, muß der Antifaschismus Unrecht, Lüge und Verbrechen gewesen sein.

Vor zehn Jahren konnten sie in Berlin noch Marxismus-Leninismus studieren. Heute lacht man darüber.

Johannes Dyba, katholischer Erzbischof aus Fulda

Der arme Nietzsche ist verrückt geworden, weil seine ganzen Theorien nicht stimmten.

Johannes Dyba

Nehmen Sie Voltaire. Wo ist Voltaire mit seiner ganzen Aufklärung geblieben? Die Kirche ist da.

Johannes Dyba

Was wäre ich ohne diese Flugmannschaft!

Eintragung Rita Süßmuths in das Bord-Gästebuch der Flugbereitschaft der Bundeswehr am 15. Juli 1986

Robespierre! Die Vernunft auf den Altar! Wo ist er geblieben? Die Kirche ist da.

Johannes Dyba

Konkret 05/97, S. 14

Joachim Rohloff

Apr□ s Che

Wie Che Guevara erst in ein Poster verwandelt wurde und nun zum Popstar ernannt wird: 30 Jahre noch dem Tod des Revolution□ rs ein R□ ckblick auf 40 Jahre Geschmack

Dem »Spiegel«-Leser begegnete Che Guevara zum ersten Mal im Juli 1960 als »Wirtschaftszar« und »roter Theoretiker« des neuen kubanischen Regimes, der die »100.000 Mann starke Miliz des Landes« kontrolliere und für haarsträubende Maßnahmen verantwortlich sei: »Durch eine von der Regierung verkündete allgemeine Mietherabsetzung um 30 bis 50 Prozent wurde auch der Grundbesitz in den Städten einschneidend entwertet. « Gleichzeitig berichtete »Reader's Digest«: »Hinter Castro aber steht, der Welt weniger bekannt, ein anderer Mann, klein, still, berechnend, gefährlich: der zweiunddreißigjährige Ernesto Guevara, genannt >Che<. Er, der Präsident der Nationalbank von Kuba, ist derjenige, der das Land den Kommunisten in die Hände gespielt hat.« Täglich fänden Sitzungen statt, »in denen Guevara die Castros instruiert und ihnen seine Weisungen erteilt ... >Ches Programm ist kein experimenteller Sozialismus<, stellte neulich ein ehemaliger kubanischer Anhänger Guevaras fest, >sondern reines Moskau.< ... Zweifellos ist Guevara der maßgebliche Mann Kubas, an den die Kommunisten sich halten müssen.« Sein Buch *Der Guerillakrieg* erinnere in vielem an *Mein Kampf.*

Inzwischen gilt Che als »der erste (und letzte) Linke, der zum Popstar wurde, ein Übermensch wie John F. Kennedy, wie Humphrey Bogart oder Mickey Mouse, wie Jesus oder Tarzan«. Obwohl er heute nur noch aus einem einzigen gründlich retuschierten Foto und zwei, drei Zitaten besteht (»Nichts ist unmöglich - packen wir's an! « und irgendwas mit Solidarität und Zärtlichkeit), nennt ihn Cordt Schnibben 1996 »eine männliche Marilyn ... mit viel Sex, mit viel Wärme, mit viel Menschenliebe«. War Che Guevara also ein Kommunist zum Knutschen?

Daß einer vom Kommunisten zum Idol der westlichen Jugend befördert wird, ist in der Tat ungewöhnlich. Die normale Karriere - vom romantischen Revolutionär zum fiesen Kommunisten - machte Fidel Castro. 1958, als er noch in der Sierra Maestra gegen die Truppen Batistas kämpfte, hatte er die Herzen der jungen Amerikaner bereits erobert: »In der Gunst der um Helden verlegenen amerikanischen Jugend konkurriert der bärtige Rebell aussichtsreich mit pflaumenweichen Rock'n'Roll-Möpsen und mühsam aufgepeppten Davy Crocketts. Knallige Reportagen besingen seine Taten, und ein Cha-Cha-Cha mit dem Titel >Fideltio< tingelt aus den Musikautomaten«, schrieb wiederum der »Spiegel«. »Der 29jährige Fidel Castro, ein hünenhafter Rechtsanwalt mit schwarzem Piratenbart und feuchtem Existentialistenblick ... stammt aus einer begüterten Familie. Sein Vater war ein reicher Zuckerpflanzer aus Mayari (Provinz Oriente), der seinem Sohn, als er 1957 starb, rund 300.000 Mark hinterließ.« Zwei Jahre brauchte der »Spiegel«, um ihn zu durchschauen und auch seine Herkunft genauer zu recherchieren: »Fidel Castro, unehelicher Sohn einer ehemaligen Haushälterin und geliebter Diktator der kubanischen Massen, hat im Hinterhof der Vereinigten Staaten die erste Volksrepublik der westlichen Erdhälfte etabliert ... Weniger als zwei Jahre haben ausgereicht, um Kubas Freiheitshelden Fidel Castro zu einem Protagonisten der jahrhundertealten Tragödie aller Revolutionen werden zu lassen: Der Rebell, der auszog, eine Gewaltherrschaft zu stürzen, hat eine neue Diktatur errichtet. Mit 32 Jahren ist er vom Genuß der Macht bis ins Mark vergiftet.«

Da es keine objektiven Gründe für Castros Politik geben durfte, konnte sie nur das Symptom einer Zwangsneurose sein und verlangte eine psychologische Erklärung, die je nach Faktenlage unterschiedlich, aber immer überzeugend ausfiel: Sein »Makel der Geburt, auf dem Fidels fanatischer Bürgerhaß zum Teil beruhen mag, führte dazu, daß Fidel Castro nach der Machtergreifung seinen älteren Halbbruder Ramon, den legitimen Sohn seines Vaters, als einen der ersten Plantagenbesitzer enteignen ließ.« Zugleich aber war Castro selbst ein Bürger, der den Grundbesitz des Vaters mehrte, bis er ganz Kuba sein eigen nennen konnte: »Fidel ist der Sohn reicher Bauern aus der spanischen Landschaft Galicien, die an der Scholle hängen und geldgierig sind ... Er ist besitzsüchtig. Es ist für ihn eine wahre Sinnenlust - der eines Großgrundbesitzers vergleichbar - ' die Insel Kuba und ihre Bewohner zu besitzen.« (Der Wahrheit zuliebe: Fidel Castro wurde als Sohn eines Grundbesitzers und einer Haushälterin unehelich geboren. Es sage also niemand, daß der »Spiegel« lügt. Castro verdankt den sozialen Makel seiner bürgerlichen Herkunft ganz einfach dem Pluralismus. Und ganz pluralistisch erschien 1960 im »Spiegel« der kubanische Reisebericht Jean-Paul Sartres, wenn auch mit der redaktionellen Vorbemerkung, der Philosoph sei wohl nicht ganz dicht.)

Che Guevara lernte nach seinem Medizinstudium auf einer Grand tour durch Lateinamerika das soziale Elend des Kontinents kennen. In Guatemala beobachtete er 1956 aus nächster Nähe, wie es einer demokratisch legitimierten Regierung erging, die soziale Reformen mit demokratischen Mitteln durchsetzen wollte. Wer in einem lateinamerikanischen Land eine so harmlose und erzkapitalistische Maßnahme wie eine Landreform durchführen will, wird vom jeweiligen US-Präsidenten zu seinem persönlichen Feind ernannt und springt, wenn er sich nicht wehren kann, über die Klinge. So waren es Eisenhower und die Brüder Dulles, die aus Che Guevara einen Kommunisten machten. (Nein, es war nicht sein Asthma. Man muß dem »Spiegel« widersprechen, wenn er Che einen »verzweifelten Arzt« nennt, »der seit seiner Kindheit an schweren Asthma-Anfällen litt und der, da er sich nicht pflegen und heilen konnte, die Welt durch

Gewalt vom Elend befreien wollte«.) Als die gewählte Regierung Guatemalas wegen ihrer Reformpolitik von einer Söldnerarmee im Auftrag der CIA gestürzt wurde, mußte Guevara nach Mexiko fliehen. Die Schlußfolgerungen, die er aus seinen Erfahrungen in Guatemala zog, blieben, wie das Beispiel Nicaraguas lehrt, mindestens bis 1990 gültig.

Daß dem Regime Batistas nur gewaltsam beizukommen war, leuchtete 1958 selbst dem »Spiegel« ein. Und für gewisse antiamerikanische Tendenzen hatte man in Deutschland durchaus Verständnis, galt doch Kuba seit seiner Rekolonisierung durch die USA als »das erste Opfer amerikanisch-demokratischer Re-education«. Deren jüngsten Opfern leuchtete der zweite Teil der Parole »Cuba si, Yanki no!« besonders ein. Deshalb verzieh man den Revolutionären alles, nur nicht den Erfolg. Nach ihrem Sieg ging die Revolution ans Eingemachte, und »wieder einmal müssen die Vereinigten Staaten schmerzhaft zur Kenntnis nehmen, daß die Historie keine Dankbarkeit kennt«. Ganz im Gegensatz zum »Spiegel«, der zwar Dankbarkeit, aber keine Historie kennt. »Denn die heute von Fidel Castro als >imperialistische Aggressoren< angeprangerten Amerikaner waren es, die einst bei der Geburt des unabhängigen Inselstaates Kuba kostenlos Hebammendienste leisteten, als sie das Land - erst um die Jahrhundertwende - aus 400jähriger spanischer Kolonialherrschaft erlösten.« Ein dankbarer Castro, der sich an die offiziellen amerikanischen Spielregeln gehalten hätte, an die keine amerikanische Regierung sich je hielt, wäre vermutlich seit langem tot.

»Marx, Lenin, Mao sind tot.« Wo Cordt Schnibben ausnahmsweise recht hat, soll er auch recht bekommen. Einen großen Batzen Spesen verpulverte er 1996 in Bolivien, Mexiko, Kuba und Paris, brachte seinem Chefredakteur aber nur wenig Neues heim: ein Libretto über Tamara Bunke (»Tania. Jeder kennt Tania, keiner kennt Tania. Die Soldaten kennen Tania ... <o, die Nachricht, daß die Leiche Che Guevaras aussah wie der Gekreuzigte, daß sein Mörder noch heute Gewissensqualen leidet, und die logische Folgerung, daß »Che lebt«. Zwar ist nicht jeder tote Kommunist ein guter Kommunist, aber bevor er gut wird, muß ein Kommunist tot sein. Dann nämlich kann man ihm, ohne daß er widersprüche, nachrufen, er sei eigentlich gar kein Kommunist gewesen, sondern, sagen wir, ein »radikaler Humanist«. Franz Alt würde, wenn man ihn bäte, Che Guevara gewiß einen »neuen Mann« nennen. Daß man »bei ihm immer durchsah und Liebe, Haß, doch nie Furcht sah« (Wolf Biermann), gilt heute als gesicherte Erkenntnis. Genauso gut aber könnte man behaupten, er habe sich »seine Angstfähigkeit bewahrt« (Peter Glotz bei anderer Gelegenheit).

Wer noch mehr Wörter kennt, darf Che Guevara ungestraft und mit Cordt Schnibben einen »Slacker« heißen: »Der junge Che, der lieber quer durch Südamerika jobbte, als seine Arzt-Karriere voranzutreiben, war ein früher >Slacker<, einer von jenen jungen Typen, die lieber halb arbeiten und voll leben« - wie Boris Becker in der Nutellareklame -, »als das zu tun, was alle Welt und die Eltern von ihnen erwarten. Er ließ sich durchs Leben treiben, bis ihm klar war, worauf er gewartet hatte - auf die kubanischen Freiheitskämpfer und ihren Schießunterricht.« Ob einer seinen Porsche gegen den nächstbesten Betonpfeiler rammt oder ob er im bolivianischen Dschungel gegen ein Regime kämpft, das ihn nichts angeht, ist schließlich eine Geschmacksfrage. Wenn er dabei nur rechtzeitig stirbt, denn »nur wer früh stirbt, wird unsterblich; nur wer geht, bevor er häßlich wird und feige und bequem, taugt zur Kultfigur. Darum ist James Dean lebendiger als Marlon Brando, Marilyn Monroe gegenwärtiger als Brigitte Bardot und Che Guevara mächtiger als Fidel Castro.«

»Gerade habe ich mir schon ein Plakat mit dem Bild Che Guevaras beschafft und es in meinem Zimmer an die Wand geklebt«, verkündete Peter Handke im Januar 1968. Die traditionelle Blümchentapete wurde damals von Guevara auf Rauhfaser verdrängt. Enzensberger unterhielt vorübergehend einen zweiten Wohnsitz in Kuba. Was er dort außer schöneren Menschen, besserem Wetter und dem blauen Meer suchte und nicht auch in Ost-Berlin hätte finden können, ist heute undeutlicher denn je. Sie trinken eine Mischung aus Rum und Coca-Cola und nennen sie »Cuba libre«, wunderte sich auf einer Westreise der ostdeutsche Schriftsteller Rolf Schneider.

Manche nannten diese Mischung auch internationale Solidarität. Was aber war das: »Sind wir mitschuldig an diesem Tod? Sind wir die Verräter? Oder waren wir nur in unserem Alltag Befangene, Gleichgültige, getrost und unbekümmert um jene ferne Revolution? Haben wir es vermieden, Stellung zu nehmen? Und warum haben wir es vermieden? Vielleicht, weil das Feld, auf dem er sich schlug, so weit entfernt liegt? Wenn das so ist, dann haben wir an seinem Tod etwas zu lernen. Er, der unentbehrlicher war als jeder andere, zeigt uns, was er für das einzig Richtige hielt. Er zeigte mit seinem eigenen Leib: Wenn ihr andern es nicht tut, dann tue ich es. Er hielt nicht viel von seiner eigenen Unentbehrlichkeit. Ein bolivianischer Grubenarbeiter, der sich der Guerilla anschloß, schien ihm nicht weniger zu bedeuten.« Erst der letzte Satz verrät, daß hier nicht Pfarrer Sommerauer zum Karfreitag spricht, sondern Peter Weiss im »Kursbuch« über »Che Guevara! «.

Immerhin ging es Weiss noch um Vietnam und den Imperialismus, und der rationale Kern der Vision vom »neuen Menschen«, die Aussicht nämlich, es werde den Menschen vermutlich gut tun, wenn sie sich von der Herrschaft des Wertgesetzes befreiten, war in den Jahren 1968ff. noch gegenwärtig. Gleichzeitig aber wurden verschiedene Versuche unternommen, Che Guevara den Marxismus posthum auszutreiben. In seiner ersten Guevara-Serie (»Der Erlöser aus dem Dschungel«) ließ wieder einmal der »Spiegel« den französischen Journalisten Jean Larteguy über das Verhältnis von Che und Fidel Castro delirieren: »Guevara war Don Quijote, er hatte den Kopf voller Träume, und seine Revolution begann wie ein Kampf gegen Windmühlen. Fidel, das ist Sancho Pansa. Sancho Pansa folgt oft Don Quijote, weil er ihn fasziniert und weil er selber in manchen Augenblicken ein wenig Don Quijote ist. Aber Don Quijote konnte nie Sancho Pansa sein ... In

Wirklichkeit weiß Guevara wie Don Quijote nicht immer, welches Motto er seinem großen Kreuzzug gegen die Ungerechtigkeit geben soll. Wird dieser Kreuzzug christlich sein? Guevara träumte einen Augenblick von der Revolution, die gerade innerhalb der Kirche stattgefunden hat. Und manchmal fühlte er sich ihr sehr nahe. Wird der Kreuzzug marxistisch sein? Guevaras Marxismus war so idealistisch, so frei Von den Fälschungen und der Phraseologie der Rechtsgelehrten und der Händler im Tempel, daß dieser Kreuzzug wenig gemeinsam hatte mit dem, was in Rußland und in den östlichen Ländern geschieht. Die beiden Männer, Fidel-Sancho Pansa und Che-Don Quijote, konnten sich verstehen, aber sie kamen nicht lange miteinander aus. Darum ging Don Quijote allein fort und überließ Sancho den Freuden des Besitzes.«

Um Che Guevara endgültig zu einem guten Menschen zu machen, der nur noch sich selbst und deshalb nichts mehr revolutioniert, stellte der »linkschristliche« Publizist Walter Dirks 1968 die rhetorische Frage: »King oder Che«? Der bestimmte Artikel fehlte damals noch; nicht Elvis war gemeint, sondern Martin Luther King, »der Negerpriester«. Und die Antwort lautete selbstredend: Beide - jeder an dem Ort, an den der Herr ihn gestellt hat. »Beiden ging es um die Befreiung der Unterdrückten, zugleich aber um mehr: um so etwas wie die >Erlösung< der Völker, in denen unterdrückt wurde, um die Aufhebung der Entfremdung und Selbstentfremdung«, die mit den Produktions- und Eigentumsverhältnissen nichts mehr zu tun hatten. Nun saß Che zwar zur Rechten des Nazareners, war aber immer noch bewaffnet. Deshalb standen Christen »leicht verwirrt bei dem wildbebarteten Che Guevara«. Sollten sie ihm empfehlen, auch die andere Wange hinzuhalten? Nein, die Mächtigen in Lateinamerika herrschten mit solcher Gewalt, daß die eine oder andere revolutionäre Kugel durchaus gerechtfertigt schien. Seine Leser ermutigte Dirks, sich mit Mao und Che auf einen langen Marsch durch das Justizministerium und die Synode zu begeben, der im Rückblick allerdings aussieht wie eine ganz normale bürgerliche Karriere.

Der Dichter Biermann nannte Che folgerichtig einen »Jesus Christus mit der Knarre«, und »vorn im Kampf, wo der Tod lacht«, also weit entfernt von der Chausseestraße, liebte er ihn besonders glutvoll. Wer aber ein bewaffnetes Idol anhimmelt, kann sich dabei allzu leicht selbst verletzen. Deshalb mußte Che, um in bürgerlichen Kinderzimmern geduldet zu werden, endlich sein Gewehr abgeben. Sah er nicht ohnehin aus wie der Sänger von »The Sweet«? In welcher Band er tatsächlich gespielt hatte und ob er noch in Woodstock aufgetreten war, wußten in den siebziger Jahren nur wenige. Daß sich sein Poster deswegen so häufig verkaufte, weil viele ihn mit John Lennon verwechselten, ist wohl nicht mehr als ein Witz. Trotzdem hätte man mit der Enthüllung, Che habe Menschen getötet, ja in Havanna veritable Massenhinrichtungen organisiert, ganze Sekundarstufen in schwerste Orientierungskrisen stürzen können. Am Ende gehörte auch die Kunstfigur Che Guevara, die allenfalls von der Revolution im Badezimmer träumte, zu Flowerpower, Love, Peace und Afri-Cola.

Da jeder Montag einen brühwarmen Trend braucht, war neulich auch der Althippie Guevara wieder dran. Eine englische Brauerei warf, dem »feeling der posteighties«, vulgo: der neunziger Jahre, zu entsprechen, ein Bier namens »Che« auf den Markt, Cordt Schnibben gestaltete die passende Kampagne. Für dieses Feeling, »daß Geld nicht alles sei im Leben«, mußte Che nun auch noch einstehen, denn dafür, so darf man inzwischen vermuten, wurde er ermordet. »Auf seltsame Weise wirkt die Weltanschauung des lateinamerikanischen Robin Hood modern in postsozialistischen Zeiten. Sie ist theoriefeindlich, sie mißtraut allen Systemen, und sie träumt vom >neuen Menschen des 21. Jahrhunderts<, dem alles Materielle unwichtiger ist als die Solidarität und das Überleben der Menschheit.«

Ches Theoriefeindschaft enthebt Schnibben der langweiligen Pflicht, seine Bücher zu lesen. Vermutlich war er ein Vorläufer Gorbatschows oder der erste Grüne, und deren Bücher liest ja auch keiner. Im bolivianischen Dschungel führte er keinen Guerillakrieg, sondern eine Greenpeace-Expedition zur Rettung des Regenwaldes. »Wenn irgendwo auf der Welt irgendein Mensch Unrecht erleide, dann müsse man mitleiden und dagegen angehen, hatte Che seinen fünf Kindern als Vermächtnis hinterlassen, und diesen selbstzerstörerischen Humanismus haben manche im Kopf, die sein Bild auf der Brust tragen ... Diese Leute treibt die Suche nach Glück und Sinn, sie wollen mehr als Kinder kriegen, Sportschau gucken und Miete zahlen, auch wenn sie von der Vergeblichkeit aller großen Alternativen überzeugt sind.« Man darf heute schon gespannt sein, was Schnibben zum Sitzsack-Revival einfallen wird. »Viel Sex«, die aufrechte Haltung und daß man sich nicht mehr anlehnen will an überkommene Autoritäten? »Radikal bis zum letzten, moralisch bis auf die Knochen, konsequent bis zur Selbstvernichtung« wird Che wohl in die Geschichte eingehen als tragischer Held der Gesinnungsethik.

Wenn Che der einzige linke Popstar ist, so ist er auch der einzige, der dafür nichts getan hat. Von Castro unterscheidet ihn nur der fatale Irrtum, der Erfolg der kubanischen Revolution ließe sich am Ende der sechziger Jahre überall in der Dritten Welt wiederholen. Wäre er in Kuba geblieben und ein fetter Funktionär geworden, hätte er uns immerhin das Schauspiel seiner Läuterung, Auferstehung und Aszension erspart. Die letzte große kriminelle Intervention einer US-Regierung in Lateinamerika liegt zwar schon sieben Jahre zurück - Historiker mögen ausrechnen, ob das ein Rekord ist -, aber noch immer werden dort illegale Landbesetzungen per Genickschuß beendet. Daß den vereinigten Grundbesitzern und Militärs, wie Che sagte, »die Gewalt ins Gesicht platzt«, bleibt also weiterhin zu wünschen.

Konkret 05/97, S. 17

Peter O. Chotjewitz

Das Jahr 1967...

... oder Die Geburt einer Ikone. Bericht aus einem revolutionären Umfeld

In einer kürzlich erschienenen Werbeschrift hält ein bekannter Verlag für zeitgeschichtliche Chroniken neun Ereignisse des Jahres 1967 für so bemerkenswert, daß er sie hervorhebt: den Giftgaseinsatz der US-Luftwaffe in Vietnam, den Contergan-Prozeß in Aachen, den Tod Adenauers, den Militärputsch in Griechenland, die Ermordung des Studenten Ohnesorg während der Demo gegen den Schaft von Persien vor der Westberliner Oper, den »Sechstagekrieg« zwischen Israel und seinen Nachbarn, den Bürgerkrieg in Biafra, die Gründung der EG in Rom und die Ermordung des »Che« Guevara.

Ich war stets nur ein distanzierter Sympathisant der karibischen Genossen, was an ihrer Nebenfunktion als Trendsetter gelegen haben mag. Sie waren mir zu eitel mit ihren langen Zigarren, dem Whisky sour, den Käppis und Baskenmützen und der Nahkampfkluft. Auch um Lokale wie »Terzo mondo« habe ich meist einen Bogen gemacht, schon wegen der Musik und der Gäste, die keinen Unterschied machten zwischen »Guantanamera« und Guantanamo [1], und der schmierigen Wirte, die zur Untermalung der Revolutionsfolklore leere Flaschen auf dem Fußboden zertrümmerten. Ich fürchte, man brauchte fast nichts über Guevara und seine Kampfgefährten zu wissen und sich auch nicht für Politik zu interessieren, um in seinen Bann zu geraten. Man kann ja auch »Orfeo negro«, »O cangaceiro« und »Viva Zapata« für authentische Berichte über das Leben der lateinamerikanischen Armen und ihre Freiheitshelden halten. Oder Fritze Teufel und Rainer Langhans in ihren langen Mänteln vor dem Kriminalgericht in Moabit für verwirrte Narodniki.

Seltsamerweise haben nur die Russen und die Südamerikaner es geschafft, die Ästhetik ihres Widerstands in die virtuellen Realitäten der 60er Jahre zu beamen. Nie habe ich jemand im Outfit der kämpfenden Molukker oder Hottentotten erblickt. Nicht einmal die Maoisten kleideten sich asiatisch. Ich saß einmal im Büro des Ministerpräsidenten einer gerade ernannten maoistischen Regierung, die in Monterotondo residierte, einer Kleinstadt bei Rom, in der Garibaldi sein Hauptquartier hatte, bevor er zum Sturm auf die letzte Bastion des Vatikanstaats ansetzte. Der »Stern« berichtete damals ernsthaft über diese Leute. Ich fragte den Chef gerade nach den Zielen seiner Regierung, als die Tür aufflog und zwei Hünen hereinstampften. Sie trugen Stoppelhaarschnitt und lautes Schuhwerk, so daß die Fünfergruppe Marx-Engels-Lenin-Stalin-Mao an der Wand erbebte, schlugen die Hacken zusammen, stießen die Fäuste in den Himmel und brüllten: »Es lebe die Revolution! «

Der so Gegrüßte, ein Student Anfang zwanzig, nickte zufrieden und sagte: »Riposo!« Sie rührten sich. Ich erschrak, aber nur, weil sie so einen Krach machten. Alles andere war damals weder zum Lachen noch erstaunlich, sondern trivialer Alltag. Es war, als diente die Frühgeschichte des 20. Jahrhunderts als Mottenkiste für verhinderte Schauspieler, die sich die Bretter, die die Welt bedeuten, vor den Kopf genagelt hatten, und Leute wie der Argentinier Ernesto Guevara Serna, der am 1. Januar 1959 neben Fidel Castro Ruz u.a. als Sieger in Havanna einmarschierte, eigneten sich trefflich, das Soziale hinter diesen Schlagzeilen als Kunstwerk mißzuverstehen. Wer das Foto Guevaras Ende 1964 im Saal der Vereinten Nationen kennt, weiß, was ich meine. Er steht da in seiner gebügelten, gut sitzenden Felduniform, hat das Spielbein mit dem Springerstiefel lässig auf die Fußspitze vor das Standbein gestellt, wartet auf seinen Auftritt als Redner und hat ihn schon. Er brauchte nichts zu sagen und nichts zu tun. So wie er sich gegen die Wand lehnte, mit spöttischem Blick und aufsässiger Geste, in diesem Saal der Zeremonienmeister, Strippenzieher und Marionetten, war er selber Schamane, der eine neue Zeremonie verkündete, die aus der Synthese zweier Voluntarismen bestand. Erstens: Dem Volke dienen! Zweitens: Die Macht des Volkes wächst aus den Gewehrläufen.

Er verkörperte bis aufs T-Shirt der Volleyballspielerinnen in der Villa Borghese das Klischee vom Berufsrevolutionär, der so populär war, daß er sich für die Parfümwerbung eignete. So verbreitete sich der Satz »Mo', che'l tempo s'avvicina« [2] mit dem Wind und der Sonne. Ich habe italienische Universitätsprofessoren erlebt, die auf dem Heimweg aus der Pizzeria sangen: »E se la Cina ci da il fucile, guerra civile, guerra civile, vogliamo far'!«[3] Und der Dichter Peter Schneider, Proletarische Linke/Parteiinitiative (PL-PI), schaute mich eines Tages vorwurfsvoll an, weil ich Pietrangeli nicht kannte und schenkte mir zur Nachhilfe eine LP des Revolutionsbarden, auf der sich das schöne Lied befand: »Mio caro padrone, demani ti sparo!« [4]

Als Guevara in Westeuropa bekannt wurde, war er zunächst nur ein Wunderkind, das an die Helden in Büchners »Danton« erinnerte, wenn auch mit einem Schuß Ginsberg-Kerouac: ein Träumer als Präsident der Nationalbank, mit 34 Industrieminister eines Landes ohne Industrie und Kraftwerke, dafür aber mit sechs Millionen Tonnen Zucker im Jahr, den die USA nicht mehr wollten.

Wann der Revolutionstourismus aus Westeuropa losging, weiß ich nicht mehr. Ich schätze mal, nach der Schweinebucht 196 1, und er war riesig. Es war das letzte Mal, daß eine soziale Revolution so viele Voyeure anzog. Das war irgendwie

logisch. Da Peking noch nicht seine »Rundschau« verteilte, war Kuba zunächst mal der dritte Weg, nach dem ein junger Mensch greifen konnte, der nicht zwischen Moskau und Washington ohne Stuhl dasitzen wollte. Tatsächlich wurde der Vorwurf des Verrats an der Weltrevolution gegen die KPdSU damals vor allem damit begründet, daß sie die von Kuba ausgehenden Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt zu instrumentalisieren versuche und nicht genug unterstütze.

Die meisten Touristen wandelten sich rasch vom Paulus zum Saulus. Mein Freund Maschke zum Beispiel, ein Schwager von Gudrun Ensslin, der die Bundeswehr unerlaubt verließ, schrieb ein paar enthusiastische Artikel über Revolutionskunst für westdeutsche Blätter und ging rasch auf Distanz, als die Zuckerrohrernte begann, zu der man auf Kuba gerne auch Ausländer heranzog. Wieder in Deutschland avancierte er zum Kronzeugen gegen das castristische Schreckensregime, wurde amnestiert, heiratete meine Freundin Jane, die auch mal Covergirl von KONKRET war, und edierte Carl Schmitt. Als ich ihn kürzlich traf, war er Dozent an einer Militärakademie der peruanischen Marine, lobte den Katholizismus und schimpfte auf die Juden.

Etwa 1965 mutierte Guevara zu einer Art Supermann. Er besaß plötzlich die Gabe der Ubiquität, sprach mit Frantz Fanon in Algerien und wurde zugleich in anderen Hauptstädten gesehen, vor allem in Asien und Afrika. Die Gerüchte besagten, er sei mit Fidel zerstritten, habe Kuba verlassen müssen, natürlich auf Druck Chruschtschows, und gelegentlich hieß es auch, er sei tot. Spannend wurde es am 15. Oktober, als Fidel eine Botschaft Guevaras verlas, in der es hieß, er handele fortan auf eigene Verantwortung, und niemand dürfe Kuba zur Rechenschaft ziehen für das, was er vorhabe. Für uns stand fest, daß Guevara jetzt irgendwo im Untergrund kämpfte, und nicht nur Castro nährte diese Erwartung. Die USA präsentierten Fotos, die Kubaner im bolivianischen Bergland zeigten, und die Venezolaner tote Kubaner am Strand. Sie hatten die Verhörmethoden, die von den Nordamerikanern in der Kanalzone in Panama gelehrt wurden, nicht gut vertragen.

Viele Reden auf dem Kongreß der Trikontinentale, der 1966 in Havanna stattfand, hatten den Tenor: »Die Völker haben das Recht, mit bewaffneter revolutionärer Gewalt auf die bewaffnete Gewalt des Imperialismus zu antworten.« Natürlich verschwiegen die bürgerlichen Zeitungen den ellenlangen Aufruf der Trikontinentale an die Völker der imperialistischen Staaten, sich den Kämpfen in Asien, Afrika und Lateinamerika anzuschließen, aber sie gehörten damals zur Pflichtlektüre jedes Linken und haben maßgeblich dazu beigetragen, die Guerilla auch in Europa populär zu machen. Spätestens, als im April 1967 gemeldet wurde, daß Régis Debray, von dem die vielgelesene Schrift *Revolution in der Revolution* stammte, in Bolivien verhaftet worden sei, war klar, wo Guevara sich befand.

Es war Anfang Oktober 1967, als die römischen Zeitungen die Nachricht verbreiteten, in Süd-Ost-Bolivien hätten heftige Kämpfe stattgefunden, bei denen mehrere Guerilleros und Soldaten getötet worden seien. Rom war damals ein beliebter Treffpunkt von linken Insurgenten aus aller Welt oder solchen, die gerne dafür gehalten wurden.

Das hatte Tradition. Ingeborg Bachmann erzählte, wie sie und ihre Freunde in den späten fünfziger Jahren Geld für die Bewaffnung der algerischen Widerstandsbewegung gesammelt hätten. Seit dem Militärputsch hielten sich auch Griechen in der Stadt auf, und 1968 sollten die Tschechen dazu kommen. Es war die Zeit, in der jeder, der in bestimmten Lokalen anschreiben lassen wollte, mal ein Flugzeug aus den USA nach Kuba entführt haben mußte. Man nannte das »hijacken«. Die Hijacker saßen vor den Cafés auf den Piazzen del Popolo, Rotonda, Navona und Santa Maria in Trastevere und wurden von den Nebentischen aus bewundert. Es wimmelte auch von Geheimdienstagenten, und prinzipiell wurde jedermanns politischer Gegner von einem Geheimdienst ausgehalten. Am beliebtesten waren die nordamerikanischen, weshalb der Dichter Manfred Esser an seinem knallroten Coupe den Gruß stehen hatte: »Ciao CIA!«

Ende 69, also gut zwei Jahre nach Guevaras Tod, tauchte sogar eine Delegation der westdeutschen Guerilla in Gründung auf, um sich für zukünftige Aufgaben vorzubereiten, und suchte Kontakt zu italienischen Partisanen, die bereit waren, ihre Erfahrungen an eine neue Generation Roter Brigaden und proletarischer Aktionsgruppen weiterzugeben. Die Deutschen waren unbewaffnet, hatten falsche Pässe, eine große Limousine und lasen Lenins *Staat und Revolution,* um sich auch theoretisch zu präparieren. Was sie vorhatten, war offenkundig, man kannte schließlich das *Handbuch der Stadtguerilla* von Marighela, und stets folgten ihnen unauffällig ein paar stadtbekannte Funktionäre der politischen Abteilung der Quästur. Sie waren kaum zwei Wochen da, als ich aus Berlin ein Telegramm erhielt. Es war auf italienisch abgefaßt und lautete: »Hiermit teilen wir dir mit, daß die deutsche Polizei den italienischen Behörden mitgeteilt hat, wer deine Besucher sind.«

Noch ein paar Tage später klingelte es sehr früh morgens an der Wohnungstür nicht weit von der Stelle, wo Garibaldi das Loch in die Stadtmauer hauen ließ. Es sah einfach besser aus, wenn er durch eine Bresche ritt statt durch das offene Stadttor. Ich bat die Beamten, sich zu gedulden, und räumte eilig die Shitbröckchen vom Eßtisch. Hans und Grete zeigten ihre Papiere, die lausig gefälscht waren, aber es war eindeutig noch zu früh, sie zu verhaften. Daß sie dann abreisten, hatte andere Gründe. Eine venezolanische Hijackerin erzählte ihnen, daß unser Hausfreund ein CIA-Agent sei. Dieser Hausfreund war ein ehemaliger Kommunist, der wegen Castrismus aus der Partei geflogen war, und galt bei den Südamerikanern in Rom als unsicherer Kantonist, weil er einen bolivianischen Offizier kannte, der ihm die Schotterstraße gezeigt hatte, unter der man einen Teil der sterblichen Überreste des »Che« verscharrt hatte.

Ich besuchte sie dann noch ein paar Mal, u.a. am Golf von Sorrento, und erinnere mich an einen LSD-Trip, der mich so narrte, daß die Spaghetti, die man uns in einer stillen Kneipe in Positano servierte, sich auf dem Teller bewegten wie Würmer. Sie sprachen viel darüber, daß auch in Westdeutschland die Zeit nun reif sei, aber das war Wunschdenken. Auf einer Liste, die ich irgendwo habe, hatten sie notiert, welche Sympathisanten ihre Exkursion mit Geld- und Sachspenden unterstützt hatten. Der Spender waren Viele, die Spenden jedoch lächerlich, und das zeigte, daß die westdeutschen Intellektuellen den Aufruf der Trikontinentale lieber nicht befolgen wollten. Ein weltberühmter Komponist hatte eine gebrauchte Pudelmütze und einen kleinen Scheck gestiftet, den ich einem westdeutschen Diplomaten andrehte. Ein paar Wochen später sprach er mich an und wollte sein Geld zurück, da der Scheck nicht gedeckt war. Er gab erst nach, als ich ihm erzählte, woher das Papier stammte.

Es dauerte einige Tage, bis durchsickerte, daß die bolivianische Armee mit Hilfe US-amerikanischer Militärberater die Guerilla aufgerieben und auch »Che« Guevara ermordet habe, aber erst am 15. Oktober wurde die Nachricht offiziell bestätigt. An dem Tag versammelten sich in Studio 18 des kubanischen Fernsehens einige zehn Personen: das gesamte Zentralkomitee und ein paar Journalisten. Sie warteten auf Castro. Sie warteten 40 Minuten lang. Dann kam Castro mit seinem Bruder Raul und einigen Vertrauten. Er setzte sich vor die Mikrofone und sagte: »Wir sind zu dem Schluß gekommen, daß die Nachrichten über den Tod des Kommandanten Guevara auf schmerzliche Weise wahr sind.« An diesem Tag verwandelte »Che« Guevara sich in eine Ikone.

Aber noch eine schmerzliche Wahrheit setzte sich an diesem Tag durch. Das Machtvakuum in zahlreichen Regionen der Erde, das sich mit dem Abgang der alten Kolonialmächte nach dem Zweiten Weltkrieg - Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, Belgien etc. - aufgetan hatte, wurde nun endgültig von der neuen Weltmacht USA mit ihren Methoden geschlossen.

---

1. US-Stützpunkt auf Kuba

2. Sinngemäß: Die Zeit ist reif!

3. Und wenn China uns Gewehre gibt, wollen wir Bürgerkrieg machen. (Wird auf die KP-Hymne »Avanti popolo« gesungen.)

4. Mein lieber Chef, morgen werde ich dich erschießen!

Konkret 05/97, S. 20

Harold Pinter

Es ist nie passiert

Kann das wirklich wahr sein? Ringen sich die anderen »Großmächte« dieser Welt jetzt etwa tatsächlich dazu durch, ihre Verachtung für das Machtgehabe der USA in Taten umzusetzen?

Vier Jahre hintereinander haben die Vereinten Nationen einem Antrag 3 zugestimmt, der das US-Embargo gegen Kuba verurteilt, diesmal mit 137 Stimmen (darunter die Großbritanniens!) gegen 3. Gegen den Antrag stimmten die USA, Israel und Usbekistan. Die Europäische Union wendet sich vor der Welthandelsorganisation gegen die USA, weil sie das Helms/Burton-Gesetz für illegal hält. Vierzehn von fünfzehn Mitgliedern des UN-Sicherheitsrates (darunter auch Großbritannien!) lehnten das US-Veto gegen UN-Generalsekretär Butros Butros-Ghali ab. Die USA standen allein.

137 gegen 3. 14 gegen 1. Wie kann sich ein Land gegen einen solchen Konsens stellen? Wie kann ein Land über eine derart unverhohlene Verurteilung seines politischen Handelns hinweggehen, ohne innezuhalten, ohne sich zu besinnen, ohne sich einer Selbstprüfung zu unterziehen, und sei sie noch so zaghaft? Die Antwort ist einfach. Wer glaubt, er hätte immer noch allein das Sagen, dem kann das alles scheißegal sein. Der sagt einfach: Klar, ich bin voreingenommen und arrogant und in vieler Hinsicht auch ahnungslos, aber was soll's? Ich kann mich mit meiner ökonomischen und militärischen Macht bis an die Zähne bewaffnen, und was andere darüber denken, ist mir egal. Und wenn ich sage, daß ich obendrein auch die Moral auf meiner Seite habe, dann solltet ihr das lieber glauben.

Die Vereinigten Staaten sind zweifellos weit und breit das Tollste, was es gibt. Vielleicht sind sie brutal, gleichgültig, gehässig und unbarmherzig, aber sie sind auch sehr gerissen. Sie wissen, wie sie ihre Waren an die Leute bringen. Und am besten verkauft sich Eigenliebe. Die ist ein echter Renner. Die USA haben es tatsächlich dahin gebracht, sich in sich selbst zu verlieben. Hören Sie nur, wie es klingt, wenn Clinton - und vor ihm Bush und vor ihm Reagan und vor ihm all die anderen - im Fernsehen die Wörter »das amerikanische Volk« ausspricht, in Sätzen wie: »Ich sage dem amerikanischen Volk, es ist Zeit zu beten und die Rechte des amerikanischen Volkes zu verteidigen, und ich bitte das amerikanische Volk, seinem Präsidenten bei den Maßnahmen, die er im Namen des amerikanischen Volkes ergreifen wird, das Vertrauen zu schenken.« Eine Nation bricht in Tränen aus. Der Trick funktioniert. Sprache wird dazu benutzt, das Denken in Schach zu halten. Die Wörter »das amerikanische Volk« bieten ein wahrhaft üppiges, luxuriöses Ruhekissen. Nachdenken ist überflüssig. Lehnen Sie sich einfach zurück in das Kissen. Vielleicht erstickt es Ihren Verstand und Ihre Fähigkeit zur Kritik, aber Sie werden es gar nicht bemerken! Niemand sagt es Ihnen. So bleibt der Status quo, was er ist, der Weihnachtsmann bleibt Amerikaner, und Amerika bleibt das Land der Tapferen und die Heimstatt der Freien.

Ausgenommen natürlich die anderthalb Millionen, die im Gefängnis sitzen, die fünfzig Millionen, die unterhalb der Armutsgrenze leben, die Jugendlichen und geistig Zurückgebliebenen, denen demnächst Gas, Spritze oder Strom verabreicht werden soll - in den achtunddreißig der zweiundfünfzig Bundesstaaten, die die Todesstrafe praktizieren. Diese Leute sehen die Sache mit dem Ruhekissen ein bißchen anders, aber ihnen hört ohnehin keiner zu. Die meisten sind arm und schwarz, also im Grunde subversiv. Subversiv sind sie, weil sie dort sind, wo sie ihren Ärger, ihre Kritik, ihre Erniedrigung, ihren Zorn zum Ausdruck bringen, die Stabilität des Staates bedrohen. Das einzige, was man ihnen bieten kann, ist Gott. Falls sie ihn wollen. Gott gehört allen Amerikanern. Das haben nacheinander alle amerikanischen Präsidenten klar und deutlich gesagt.

Manchmal blickt man zurück auf die neuere Geschichte und fragt sieh: Ist das alles wirklich geschehen? Wurden in Indonesien 1965 eine halbe Million »Kommunisten« niedergemetzelt (so daß die Flüsse mit Leichen verstopft waren)? Wurden in Osttimor 1975 von den indonesischen Invasoren 200.000 Menschen umgebracht? Sind in Mittelamerika seit 1960 300.000 Menschen ums Leben gekommen? Hat die Verfolgung des kurdischen Volkes in der Türkei ein Ausmaß erreicht, das an Völkermord grenzt? Sterben Monat für Monat zahllose irakische Kinder, weil es infolge der UN-Sanktionen im Land an Nahrungs- und Arzneimitteln fehlt? Führten die Militärputsche in Argentinien, Uruguay, Brasilien und Chile zu einem Ausmaß an Repression und Leid, das mit dem in Nazideutschland, im stalinistischen Rußland und in Kambodscha unter den Roten Khmer vergleichbar ist? Und sind die USA nicht in all diese Vorgänge mehr oder minder stark verwickelt, haben sie sie nicht angestiftet oder ausgelöst, finanziert oder sonstwie unterstützt?

Die Antwort lautet: Ja. Sie haben das getan, und sie tun es immer noch. Aber niemand will etwas davon wissen. Es ist nie geschehen. Nie ist irgend etwas geschehen. Selbst während es geschah, geschah es nicht. Es war nicht wichtig. Es war nicht interessant. Die USA haben auf der ganzen Welt systematisch, beharrlich, nüchtern und gewissenlos Verbrechen begangen, und diese Verbrechen sind ausführlich dokumentiert, aber niemand spricht darüber. Niemand hat je darüber gesprochen. Dabei wäre es bestimmt mehr als das Leben einer Zeitung oder eines Fernsehsenders wert, dies zu tun. Aber man muß sagen, da all diesen Untaten die Vorstellung zugrunde liegt, es sei absolut notwendig, die ökonomische Vorherrschaft zu behalten, muß jeder harmlose Zuschauer, der zufällig .den Kopf hebt, einen Tritt ins Gesicht bekommen. Das ergibt sich aus der Natur der Sache. Der Markt muß sich durchsetzen, und er wird sich durchsetzen.

Aber die tollste Geschichte, die nun wirklich den Vogel abschießt oder die Hühner zum Lachen bringt, ist wohl die von Haiti, eine Geschichte, um die sich die Weltöffentlichkeit jahrzehntelang nicht gekümmert hat. Haiti hat neunundzwanzig Jahre unter der blutigen Diktatur der Duvaliers und ihrer paramilitärischen Streitmacht, den Tonton Macoutes, gelitten. 1986 war die Empörung im Volk so sehr gewachsen, daß das Duvalier-Regime zusammenbrach. Andere Militärdiktaturen folgten, aber 1990 fanden schließlich erstmals wirklich demokratische Wahlen in Haiti statt. Aristide wurde mit 67 Prozent der Stimmen gewählt. Sein Programm: »Das haitianische Volk aus dem Elend zu neuer Würde führen. « Acht Monate später kam es zu einem Staatsstreich. Weitere drei Jahre herrschte das Militär. Während dieser Zeit wurden 5.000 Menschen ermordet. Schließlich waren die USA gezwungen zu handeln. Sie führten eine UN-Truppe auf die Insel, um »die Demokratie wiederherzustellen«.

In Wirklichkeit stellten sie den Status quo wieder her, boten den Generälen Asyl und Schutz und raubten Aristide faktisch jeglichen Handlungsspielraum. Seine Wirtschaftspolitik, um derentwillen die Leute ihn gewählt hatten, wurde verworfen. Statt dessen machten sich der Internationale Währungsfond und die Weltbank in Haiti breit und beharrten auf einer Politik der Strukturanpassungen, die alle Hoffnungen auf eine gerechte Entwicklung und einen Fortschritt im Land bedroht. Die Menschen in Haiti bezeichnen dieses Projekt als »Todesplan«. Es wird die bäuerliche Wirtschaft des Landes zerstören. Ganz nebenbei nahm die US-Army aus dem Hauptquartier der haitianischen Armee 160.000 Seiten Dokumente mit. Warum? Raten Sie mal. Die Dokumente belegen das Ausmaß der Beteiligung der CIA an dem Putsch, der 1991 zu Aristides Sturz führte.

Zum Schluß eine Elegie. Der Vorhang senkt sich, die Lichter gehen aus. Es ist, als wäre es nie geschehen. 1979 triumphierten die Sandinisten in einer bemerkenswerten Volksrevolution über die Somoza-Diktatur in Nicaragua. Mit einer Energie und Zielstrebigkeit ohnegleichen begannen sie danach, ihr von Armut geplagtes Land umzugestalten. Sie starteten eine Bildungskampagne und bauten ein Gesundheitssystem für alle Bürger auf, wie es das in dieser Region und vielleicht auf dem ganzen Kontinent noch nie gegeben hatte. Die Sandinisten hatten viele Fehler, aber sie handelten überlegt, sie waren intelligent, aufrichtig und nicht böswillig. Sie schufen eine aktive, spontane, pluralistische Gesellschaft. Die USA machten mit sämtlichen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln alles wieder kaputt, nahmen dabei 30.000 Tote in Kauf, und waren auch noch stolz darauf.

Heute liegt es im Trend zu sagen: »Komm schon, das ist vorbei, das interessiert doch keinen mehr, es hat nicht funktioniert, das ist alles, jeder weiß, wie die Amerikaner sind, spiel nicht den Naiven, das hier ist die Welt, da kann man nichts machen, und, Scheiße, wen kümmert's überhaupt?« Klar, wie man so sagt - alles klar. Aber ich möchte doch anmerken: Die Toten hören nicht auf, uns zu beobachten, und sie warten darauf, daß wir unseren Anteil an ihrer Ermordung zur Kenntnis nehmen.

Aus dem Englischen von Reinhard Kaiser

Harold Pinter, englischer Dramatiker, schrieb in KONKRET 12/91 über die Lateinamerika-Politik der USA

Konkret 05/97, S. 22

Conrad Schuhler

Auf eigene Rechnung

Der Reformkurs in Kuba zeitigt erste Erfolge, aber die In- und Auslandsschulden steigen weiter

Für Kubas Wirtschaftsminister Jose Luis Rodriguez ist es ein »wahres 3 Wunder«. Wahr ist jedenfalls, daß Kuba sich nach dem tiefen Sturz der Jahre 1989-93 langsam wieder berappelt. In diesen vier Jahren hatten die Kubaner – ihrer sozialistischen Handelspartner verlustig gegangen und von den USA mit einer immer rigideren Blockade belegt - 40 Prozent ihres Volkseinkommens verloren. Teile der Bevölkerung hungerten. Haushalten und Fabriken wurde mangels Erdöl täglich der Strom abgeschaltet, auf dem Land mußten die Ochsen wieder ins Joch. Der freie Fall endete 1994. Im Jahr darauf gab es wieder bescheidene 2,5 Prozent Wachstum, 1996 waren es schon 7,8 Prozent, und in diesem Jahr werden es nicht weniger sein. Die Indikatoren der wichtigsten Bereiche - Tourismus, Zucker, Nickel, Biotechnik, Zitrusfrüchte, Tabak, Fische - weisen allesamt kräftig nach oben. Die Arbeitslosigkeit, 1996 auf 6,8 Prozent zurückgegangen, soll auf unter 5 Prozent gedrückt werden. Kuba weist damit das robusteste Wachstum aller lateinamerikanischen Länder auf.

Nicht nur die Statistik, auch der Alltag der Kubaner zeigt, daß das Land auf dem Weg aus der Krise ist. Die »Libretta«, die Lebensmittelmarken, garantieren eine billige Versorgung für mindestens die Hälfte des Monats, auf den 250 Bauernmärkten - 18 davon in Havanna - kann für Pesos dazugekauft werden, was das Land zu bieten hat - von Gemüse und Früchten über Fleisch bis zu Blumen. Daß diese privaten Märkte in Angebot und Nachfrage eine Massenerscheinung sind, zeigen die Zahlen: Im letzten Jahr wurden hier 2,5 Milliarden Pesos umgesetzt, mehr als 15 Prozent des Volkseinkommens. Auch Güter des gehobenen Bedarfs, die bislang nur gegen Dollars zu bekommen sind, werden eifrig erworben. In den mehr als 500 Devisenläden haben Kubaner - 60 Prozent der Bevölkerung verfügen über ein regelmäßiges Dollareinkommen - 1996 mehr als 300 Millionen Dollar ausgegeben.

Mehr noch als an Lebensmitteln und Waren messen die Kubaner ihre Lage jedoch an der Versorgung mit Elektrizität. 1993/94 saßen sie acht Stunden täglich im Dunkeln zu Hause, gegenwärtig müssen sie pro Woche wöchentlich nur noch zweimal drei Stunden auf Strom verzichten. Radio, Fernsehen und auch der Eisschrank gehören wieder zur Alltagskultur.

Den berufsmäßigen Totbetern des karibischen Sozialismus unter den westlichen Journalisten ist eine Erklärung eingefallen, die den Aufschwung Kubas gleichzeitig begründen und verächtlich machen soll. Castro, so verkünden »Bild« und »Spiegel«, »Bunte« und »Süddeutsche«, verhökere sein Land an die Touristen und zwinge, um diese zu ködern, die kubanischen Frauen auf den Strich. Wer den hiesigen Medien gerne glaubt, auf den wartet eine doppelte Enttäuschung: Der kubanische Aufschwung erschöpft sich nicht in rasanten Zuwächsen der Tourismusbranche, und an Nutten kommt der geschätzte deutsche Nachfrager in Bochum oder Berlin leichter ran als in Varadero. Zwar haben die Kubaner ihre Ankündigung wahr gemacht und in den letzten vier Jahren die Touristenzahlen fast verdoppelt. Mehr als eine Million Touristen haben 1996 1,3 Milliarden Dollar ins Land gebracht, wovon 30 Prozent dem sozialistischen Staat zuflossen. Bis zum Jahr 2000 soll dieses Ergebnis verdoppelt werden. Der Tourismus ist in der Tat ein Wachstumsmotor.

Aber eben nur einer. So haben es die Kubaner u.a. auch geschafft, ihre Produktpalette zu vergrößern und den Output der bisherigen »Monokultur« - Zucker - zu erhöhen. Sie haben 30 Prozent mehr Zucker produziert, weshalb sie mit Rußland eine Million Tonnen Zucker gegen drei Millionen Tonnen Erdöl tauschen konnten, ohne den Eigenverbrauch oder die Rumproduktion einzuschränken. Wachstumsraten von 10 bis 20 Prozent gelten für alle relevanten Wirtschaftszweige. Daß der Tourismus keineswegs die übrigen Sektoren überwuchert, läßt sich auch an den Beschäftigtenzahlen ablesen. Von den vier Millionen Erwerbstätigen arbeiten gerade mal 150.000 im Tourismus, nicht einmal vier Prozent.

Im übrigen ist Prostitution auf Kuba als »asoziales Verhalten« verboten. Polizei und Justiz kümmern sich dabei allerdings mehr um Zuhälter und Geschäftemacher als um die Werktätigen selbst. Von der Polizei festgenommene Prostituierte werden zweimal verwarnt, beim dritten Mal vor Gericht gebracht und müssen im Fall einer Verurteilung mit dem Einsatz in der landwirtschaftlichen Produktion rechnen.

Wie hart es deutsche Sextouristen treffen kann, die im Vertrauen auf die Medien ihres Landes bumsfidel auf die Insel kommen, ist in dieser Saison vor allem in Varadero zu beobachten. In Hochzeiten tummeln sich hier täglich zwischen Schaumkronen und Palmen bis zu 15.000 Touristen - ein gewaltiger Magnet für die vielen Kubaner, die an Dollars heranwollen. Auch für solche, die nichts als ihren Körper zu verkaufen haben. Doch sammelt die Polizei in regelmäßigen Razzien die Frauen ein und schafft sie zurück in ihre Heimatdörfer, wo sie sich in kurzen Abständen bei den Behörden zu melden haben. So vernahm denn der Berichterstatter heftige Klagen deutscher Männerrudel, man sei die ganze Varadero-Halbinsel 20 Kilometer rauf, 20 Kilometer runter gefahren und habe keine einzige Nutte auftun können.

Zum Zuge kämen die Landsmänner wahrscheinlich in Havanna. Denn natürlich gibt es in der Millionenstadt einen illegalen Strich, bei dem die Polizei wie bei manch anderer illegalen Tätigkeit auch - zum Beispiel Taxifahren ohne Lizenz - Langmut zeigt. Allerdings sind auch in der Hauptstadt Nutten und Freier nur mehr eine Randerscheinung, trotz der relativ

starken Nachfrage deutscher Sextouristen. Noch in diesem Jahr will das kubanische Parlament die Gesetze gegen die Prostitution verschärfen.

Kubas Aufschwung gründet nicht auf gewerbsmäßiger Unzucht, sondern auf einem Bündel finanz- und wirtschaftspolitischer Maßnahmen, die seit 1993 ins Werk gesetzt wurden. Deren erste, im August 93, bestand in der Legalisierung des Dollar, der damals auf dem Schwarzmarkt gegen 140 Pesos getauscht wurde. Mit diesem Schachzug gelang es, die vorher frei vagabundierende US-Devise in die Kassen des Staates zu holen, der überall im Land Devisenläden einrichtete. Eine Million Exilkubaner in den USA schaffen jährlich 500 Millionen US-Dollar illegal auf die Insel, wo sie bis 1993 einen ständig expandierenden Schwarzen Markt gefüttert hatten. Im Tourismus, in Joint-venture-Unternehmen und in wichtigen Industriezweigen wie Zucker und Tabak bekommen die Beschäftigten heute einen Teil des Lohnes in Dollar ausbezahlt, so daß mehr als die Hälfte der Kubaner am Dollar-Markt teilhaben können. Da gleichzeitig das Angebot an Peso-Waren enorm zugenommen hat, ist der Schwarzmarkt-Kurs für den Dollar auf 1:20 gefallen.

Grundlage der verbesserten Versorgung mit Lebensmitteln ist die »dritte Agrarreform« vom September 93. Der größte Teil der staatlichen Farmen wurde an Kooperativen selbständiger Bauern und an Einzelbauern vergeben. 80 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche werden heute in dieser Form genutzt, und die explosionsartig gestiegene Agrarproduktivität zeigt sich auf den im September 94 eingerichteten Bauernmärkten.

Analog zur Privatisierung im Agrarsektor erfolgte in den Städten die Zulassung von Beschäftigung »auf eigene Rechnung«. Inzwischen ist in 140 Berufen selbständiges Wirtschaften gestattet, darunter Friseure, Schreiner, Gärtner, Schuhmacher, Schlosser und Masseure. Auf »Industrie- und Handwerkermärkten« können die neuen Selbständigen - rund 200.000 - ihre Produkte zu Marktpreisen an den Kunden bringen. Seit Juni 95 können auch Gaststätten und Bars wieder privat betrieben werden. Die gesetzliche Beschränkung auf 12 Mahlzeiten - »Restaurants der 12 Stühle« - spielt in der Praxis eine untergeordnete Rolle. In allen diesen Einrichtungen - Bauernmärkten, Handwerkermärkten, Paladares (»Gaumen« werden die neuen Restaurants genannt) - wird in Pesos bezahlt. Vor den Bauernmärkten stehen staatliche Wechselstuben, in denen Dollars zum Kurs von 1:20 in Pesos umgetauscht werden können.

Zu den strategischen Reformen zählt auch die intensive Förderung ausländischer Investitionen. Ende 1996 arbeiteten auf Kuba 260 Auslandsfirmen - mit unterschiedlicher Beteiligung des Staates - die insgesamt 2,3 Milliarden Dollar investiert haben. 55 dieser Firmen wurden nach der Verabschiedung des Helms-Burton-Gesetzes im März 96 gegründet, mit dem die USA Drittländer daran hindern wollen, sich in Kuba zu engagieren. Den Kubanern gelingt es jedoch immer öfter, die Blockade der USA zu durchstoßen. Seit Anfang 1997 unterhält Kuba Konsular- und Handelsbeziehungen mit 160 Ländern.

Alle Reformen, die zur Verbesserung von Produktivität und Versorgung beitrugen, hatten zum Ziel, marktwirtschaftliche bzw. kapitalistische Elemente einzuführen und zu stärken. Eine der kontrovers diskutierten Fragen lautet: Kommen dabei nicht die sozialen Errungenschaften der Revolution unter die Räder - Gesundheit, Bildung, soziale Sicherheit? Tatsächlich hat der Staat sein Haushaltsbudget eingeschränkt. Doch gingen die Kürzungen zu Lasten der Sektoren Verteidigung, Innere Sicherheit und der Subventionen für staatliche Betriebe. Die Sozialausgaben stiegen von 3,7 Milliarden Pesos (1989) auf 4,2 Milliarden (1996), anteilig von 27 Prozent auf 35 Prozent des Budgets. Allerdings sind die Preise im letzten Jahr um 28 Prozent gestiegen, die der Nahrungsmittel sogar um 50 Prozent. Ohne die Lebensmittelmarken der »Libretta« hätten die Marktmechanismen bereits empfindliche Konsequenzen für den ärmeren Teil der Bevölkerung gehabt, der keinen Zugang zum Dollarstrom hat.

Die egalitäre Gesellschaft der Revolution ist passe, auf der Basis des Erreichten differenziert sich die Gesellschaft zwischen Arm und Reich aus. Dennoch trägt die große Mehrheit der Kubaner den Reformkurs mit. In 80.000 Versammlungen der Arbeiterparlamente haben 3 Millionen Beschäftigte 1993/94 die Reformpolitik diskutiert und ihre Zustimmung erklärt. Ein dabei oft genanntes Motiv war die Austrocknung der Schwarzmärkte und die Bestrafung der Schieberkönige. Im April 1996 kam eine Studie des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei zu dem Ergebnis, daß 45 Prozent der Bevölkerung verläßlich zur Revolution stehen, 30 Prozent dabeibleiben, wenn es weiter aufwärts geht, und 25 Prozent als prinzipielle Gegner angesehen werden müssen. In der Partei schätzt man das Auswanderungspotential auf 500.000 Menschen, immerhin 10 Prozent der erwachsenen Bevölkerung. Andererseits nimmt die Kommunistische Partei seit 1994 um jährlich 5 Prozent zu und hat heute rund 750.000 Mitglieder. Dieses Wachstum, das zu ihrer allmählichen Verjüngung führt, ist um so bemerkenswerter, als die neuen Mitglieder reine »Überzeugungstäter« sind. Um in der Gesellschaft voranzukommen, muß man schon längst nicht mehr KP-Mitglied sein, man übernimmt damit nur zusätzliche Pflichten.

Fragt man nach der Perspektive des Reformkurses, stößt man auf zwei Probleme: 1. Wie geht es weiter mit der Öffnung für kapitalistische Mechanismen? Kann man sie unter »Kontrolle des sozialistischen Staates« halten, oder werden sie bald die Gesellschaft dominieren? 2. Geht es weiter ökonomisch aufwärts oder ist mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten größeren Ausmaßes zu rechnen?

Bereits die Größe des Kommerzsektors gibt Anlaß zur Skepsis. Im Agrarsektor arbeiten rund 800.000 Bauern nach dem Prinzip des privaten Profits. »Auf eigene Rechnung« arbeiten offiziell 200.000 Selbständige, 150.000 Illegale und 200.000 in den Paladares, Tourismus-Einrichtungen und Joint-ventures Tätige kommen noch hinzu. Zwar handelt es sich in den meisten Fällen noch nicht um Beschäftigungsformen kapitalistischer Ausbeutung, sondern um Familienwirtschaft und Selbst-Beschäftigung, aber ein Drittel der Erwerbsbevölkerung ist in Sektoren tätig, in denen die typische kapitalistische Mischung von Raffgier und sozialer Verantwortungslosigkeit schon zu beobachten ist. Die nächsten Reformen werden diese Entwicklung noch beschleunigen. Klein- und Mittelindustrie sollen privatisiert werden, gestritten wird noch, wo die Obergrenze der Beschäftigtenzahl liegen soll. Und durch die Einrichtung von »Freihandelszonen« will Kuba noch mehr internationales Kapital anlocken. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Mehrzahl der Beschäftigten im privaten Sektor arbeitet.

Ebenso ernst sind die »rein« ökonomischen Probleme, denen sich die Kubaner bald stellen müssen. Der Aufschwung ist - selbstverständlich - »schuldenfinanziert«, und die wachsende Schuldenlast könnte gefährlich werden. Die Inlandsschulden des Staates - in denen sich auch die gewaltige Verschuldung der Staatsunternehmen ausdrückt - betragen 22 Milliarden Pesos, 150 Prozent des Budgets von 1997. Da die Defizite erhalten bleiben, wachsen die Schulden Jahr für Jahr und zwingen den Staat, stets höhere Anteile seines Budgets zur Schuldenbedienung statt für produktive und soziale Aufgaben auszugeben.

Noch fataler aber könnten sich die hohen Auslandsschulden auswirken. Die Zahlen sind »clasificado«, geheim, aber kubanische Fachleute gehen von 11 Milliarden Dollar aus, was angesichts der anhaltenden hohen Handelsbilanzdefizite realistisch scheint. Zwar haben es die Kubaner bisher konsequent abgelehnt, »politische Kredite« - zum Beispiel von der Weltbank, die mit einer eigenen Delegation in Havanna ihre Offerten unterbreitete - anzunehmen, aber auch so ist der ökonomische Druck der Auslandsschulden gewaltig. Um mindestens eine Milliarde Dollar pro Jahr an Zinsen und Tilgung zurückzuzahlen, müssen die Preise im Inland erhöht, die öffentlichen Ausgaben gesenkt, die Importe gedrosselt und die Exporte gesteigert werden. Dies alles - womöglich nach einer schlechten Ernte - mit einer verbesserten Versorgung der Bevölkerung zu verbinden, ist die Aufgabe des nächsten kubanischen »Wunders«.

Konkret 05/97, S. 26

Cyrus Salimi-Asl

Albanien bleibt unser

Das vom Christdemokraten Romano Prodi geführte italienische Regierungskabinett aus Linken und Zentrumskräften übt vor den Spiegeln der Geschichte das elegante und geschickte Auftreten für die Rückkehr des Landes auf die politische Weltbühne

Außenminister Lamberto Dini ließ bei der Sitzung des Ministerrats vom 4. April keine Zweifel an der Berufung Italiens: Die Resolution 1101 des Uno-Sicherheitsrates habe den Weg für eine »italienische Führerschaft« (»leadership« im Original) über die Operationen der multinationalen Streitmacht freigemacht. Nach der mit der albanischen Regierung abgestimmten Seeblockade, welche die verzweifelten Flüchtlinge in internationalen Gewässern aufhalten sollte und am Karfreitag zum Ertrinken von 89 Menschen in der Adria geführt hat, will Rom nun das Auslaufen von Flüchtlingsschiffen vor Ort unterbinden und warme Mahlzeiten direkt in Albanien verteilen, um das albanische Elend von Italien fernzuhalten.

Italiens Fürsorge entspringt keiner plötzlichen Laune, sondern sieht sich »historisch begründet«. Wann immer italienische Großmachtpolitik vor dem Spiegel einstudiert wurde, lautete das Stichwort, daß die Adria ein inneritalienisches Meer und die Balkanländer Italiens »natürliche Einflußsphäre« seien. Albanien, als das schwächste Angriffsziel, war in dieser Doktrin die Rolle eines »natürlichen Brückenkopfes« zugedacht. Schon zwischen Oktober und Dezember 1914, nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, bemächtigten sich italienische Streitkräfte des strategisch wichtigen Hafens von Vlora.

In den Nachkriegsjahren beeinflußte Italien zunehmend die Außenpolitik Tiranas. Italienische Banken sicherten sich über die Gewährung von Krediten den Haupteinfluß auf die Entwicklung der albanischen Wirtschaft. Am 27. November 1926 schlossen die beiden Länder einen »Freundschafts- und Sicherheitspakt«, der Italien zum Garanten der territorialen Integrität Albaniens machte. Damit hatte der albanische Präsident Ahmed Zog dem faschistischen Staat praktisch die Vollmacht zur Intervention ausgestellt. Am 7. April 1939 gab der »Duce« den Befehl zur Invasion. Der albanische König floh nach Griechenland, der Widerstand der Bevölkerung brach nach wenigen Tagen zusammen.

Wie der faschistische Außenminister am 19. August 1939 in seinen Tagebüchern vermerkte, bestand das strategische Projekt der Okkupanten in der ökonomischen Ausbeutung des Landes (Nahrungsmittel, Erz, Erdöl) bei gleichzeitiger Ansiedlung italienischer Kolonisten, die aus Albanien die »reichste Region Italiens« machen sollte. Die Beziehungen zwischen Italienern und Albanern änderten sich mit der Kapitulation des faschistischen Staates am 8. September 1943, als die Nazi-Truppen von den Italienern die Rolle der Besatzer übernahmen. Viele italienische Soldaten fanden damals Schutz bei albanischen Familien und schlossen sich dem Kampf der albanischen Partisanen gegen die Deutschen an.

Vor allem diesen historischen Tatbestand scheint die italienische Regierung, deren postkommunistischer Teil ja aus der italienischen Partisanentradition kommt, vergessen zu haben, wenn sie die Angst vor einer »Flüchtlingsflut« schürt und versucht, die Grenzen dichtzumachen. In einer regelrechten Pressekampagne hat ein Großteil der Journalisten das Bild des »schmutzigen, kriminellen und primitiven« Albaners gezeichnet, der sich nicht scheue, Frauen auf den Strich zu schicken und Kinder zum Betteln zu zwingen. Mit Überschriften wie »Mehr Mafiosi als Flüchtlinge« in der Zeitschrift »L'Espresso« wurde der Eindruck vermittelt, daß Italien - das Mutterland der Mafia - zum Einfallstor einer organisierten Kriminalität aus Albanien werde.

Die politische Verantwortung für das von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit geprägte Klima trägt jedoch die italienische Linke, insbesondere die exkommunistische Demokratische Partei der Linken (PDS), die stärkste Kraft im Regierungsbündnis. Anstatt die Aufnahme der etwas mehr als 15.000 Flüchtlinge zu organisieren, rief die Regierung den Notstand aus. Innenminister Giorgio Napolitano (PDS) will alle Flüchtlinge nach spätestens drei Monaten wieder zurückschicken. Was eine Frage der Solidarität mit verzweifelten Menschen eines Nachbarstaates ist, wird zum »Sicherheitsproblem«. Die PDS will als Regierungspartei Härte beweisen, um der rechten Opposition um Silvio Berlusconi zu zeigen, daß auch die Linke kräftig zuschlagen kann, wenn das »Nationalinteresse« es verlangt.

Piero Fassino, Staatssekretär der PDS im Außenministerium, definiert die Gebiete italienischen Interesses eindeutig: Osteuropa, wo Italien mit Deutschland und Frankreich um Absatzmärkte kämpft, die Mittelmeerregion, die schon Benito Mussolini in Anlehnung an das antike Römische Reich als »mare nostrum« (unser Meer) bezeichnet hat, sowie der wilde Balkan.

Noch ist nicht klar, welche politische Formation die italienischen Soldaten in Albanien unterstützen werden. Die Logik des imperialistischen Interventionismus schließt eine Parteinahme für die enteigneten Volksmassen aus. Die internationale Strafexpedition gilt einem Volksaufstand, der sich erstmals in Osteuropa gegen die Umverteilung von unten nach oben gerichtet und Organe einer plebejischen Gegenmacht gebildet hat. Die Niederschlagung von Aufstandsbewegungen in den sozialen Trümmerfeldern Osteuropas könnte schon bald zur vornehmsten Aufgabe der Retter des Abendlandes werden. Daß Postkommunisten in der Regierung sitzen, erleichterte es ungemein, die marktwirtschaftliche Aggression in den Rang einer

zivilisatorischen Großtat zu erheben.

Cyrus Salimi-Asi lebt als freier Journalist in Neapel

Konkret 05/97, S. 27

Justus Wertmüller

Verlorene Illusionen

Die Globalisierung der kapitalistischen Tauschgesellschaft hat den Westen um seinen Universalitätsanspruch gebracht. Rüstet er sich nun zum »Kampf der Kulturen«?

Kulturalistischer, völkischer Imperialismus als außenpolitische Verlängerung seines Binnenmodells, des deutschen Nationalismus, ist ein Regierungsprogramm, dem hierzulande kaum noch jemand widerspricht. In Zeiten, in denen die voluntaristischen Mordbrennereien deutscher Staatsbürger in Rostock und anderswo ihre außenpolitische Entsprechung in Jugoslawien und im Nahen Osten finden, hat ein schlechtes, ganz die aktuellen Legitimierungsschwierigkeiten der US-Außenpolik bedienendes Buch unfreiwillig jenen universalistischen Wahrheitsanspruch aufblitzen lassen, dessen Erfüllung die Deutschen seit fast 200 Jahren hintertreiben.

Dabei hat Samuel Huntington - um dessen Buch *The Clash of Civilisations* (dt. *Kampf der Kulturen,* Europa Verlag, 68 Mark) es hier geht - keinerlei Begriff von seinem Gegenstand, außer daß er sich von der deutschen Unterscheidung von Zivilisation und Kultur ausdrücklich abgrenzt. Er vermag den Grund für die weltweit zu beobachtenden kulturalistischen Aufrüstungen nichtwestlicher Nationen und Nationen-Bündnisse nicht anzugeben und ruiniert auch seine Beschreibung des Prozesses einer Partikularisierung der Welt in Kulturen und Wertegemeinschaften noch durch den einem Professor und Außenpolitiker eigenen wissenschaftlichen Anspruch, den Bericht in einem Modell zu verallgemeinern. So hatten es deutsche Gelehrte und politische Kommentatoren, die sich durch den Befund barbarischer Kulturalisierungsbewegungen ertappt fühlen mußten, leicht, Huntingtons Annahme, es gebe weltweit acht, möglicherweise neun divergierende Zivilisationskreise, als willkürlich zu denunzieren. Die Mischung aus Hilflosigkeit, durchsichtigem politischen Interesse und aggressiver Prävention - die sich bei Huntington in Sätzen niedergeschlagen hat wie: »Der Westen muß seine politische Strategie koordinieren, damit es für andere Gesellschaften schwieriger wird, einen westlichen Staat gegen den anderen auszuspielen, und er muß Differenzen zwischen nichtwestlichen Staaten fördern und ausnutzen« - provozierte schließlich die spezifische Wut auf den sogenannten US-Imperialismus, die dem Projekt Deutschland eigen ist. Der gesamte von links und rechts zusammengetragene Vorrat an antirassistischem, pazifistischem, multikulturellem Sendungsbewußtsein, mit dem man in Bosnien, Palästina und Iran antiimperialistisch punktet, kommt gegen Huntington zur Geltung: Der Mann ist Kriegstreiber, Rassist, Kulturimperialist.

»Brauchen wir im Westen nach dem Ende des Kommunismus neue Feindbilder? Und warum liefert die ausgerechnet ein anerkannter Harvard-Professor wie Sie?« fragte der »Spiegel« Huntington im Dezember 1996. Dem erging es wie dem Boten, der für die überbrachte Nachricht verantwortlich gemacht wird: »Aber ich rede doch keine internationalen Konflikte herbei, wenn ich darauf hinweise, wie sie in der heutigen Welt entstehen.« Von links äußerte sich einer dazu, der seinen völkerfreundlichen Antiimperialismus der frühen Jahre heute als Expertentum in Sachen islamischer Kultur verkauft. Es sei »beunruhigend«, meinte Jochen Hippler im »Freitag« (28.2.97), »daß Huntingtons Thesen nicht einfach nur gefährlich, sondern zugleich in gewissem Sinne rassistisch sind, nämlich kulturrassistisch. Sein Argument lautet nämlich, daß die verschiedenen Zivilisationen sich bekämpfen werden, weil sie verschieden sind. Huntington teilt dieses gefährliche Vorurteil, daß Verschiedenartigkeit automatisch zum Krieg führe - der Unterschied ist nur, daß er diese nicht mehr über die Biologie (>Rasse<), sondern kulturell (>Zivilisation<) begründet.«

Die Ideologen des Modells Deutschland sind Huntington auf die Schliche gekommen. Denn was der offen nicht sagen wollte, im Gegenteil mehrfach energisch als vermessen zurückweist, ist gleichwohl die so verdruckste wie melancholische Botschaft seines Buchs: die affirmative Erinnerung an eine Welt, in der der Universalitätsanspruch der westlichen Zivilisation Geltung hatte, bei den Verteidigern des Status quo ebenso wie bei ihren Kritikern. Ihm schwant, daß die Betreiber einer aus lauter kulturellen Partikularitäten gebildeten Dschungel-Identität nichts wollen als sich absondern, um durch die barbarische Zurücknahme jeder individuellen Eigentümlichkeit ins terroristische Zwangskollektiv auf dem Weltmarkt zu bestehen. Doch das darf er nicht aussprechen. Es waren schließlich seinesgleichen, die aus westlicher Zivilisation den leeren Begriffssack »Moderne« geschnürt hatten.

Dennoch durchzieht Huntingtons Analyse ein unfroher Unterton. Er referiert nicht einfach das Verschwinden von individuellem Interesse in Identität, er gibt zu verstehen, daß es ihm zuwider ist: »Menschen benutzen Politik nicht nur dazu, ihre Interessen zu definieren. Wir wissen, wer wir sind, wenn wir wissen, wer wir nicht sind und gegen wen wir sind. « Und was er von »Kultur« hält, zeigt sich, wo er die Verwendung dieses Begriffs in deutscher, islamischer oder chinesischer Lesart schlicht als eine Form ideologischer Kriegsvorbereitung denunziert: »In einer Welt, in der Kultur zählt, sind Stämme und ethnische Gruppen die Züge, Nationen die Regimenter, Zivilisationen die Heere. « Er weiß, daß in einer Welt, in der diese Kultur zählt, das »Ende der fortschrittlichen Ära, die von westlichen Ideologien beherrscht war«, zu verzeichnen ist. Der an ihre Stelle getretene »weltweite Prozeß der Indigenisierung«, der »generell am Wiedererstarken der Religionen« ablesbar sei, gilt ihm als bedrückender Rückfall.

Der »Westen«, den Huntington so verzagt verteidigt, ist für ihn nur noch das Relikt eines längst begrabenen Anspruchs. Durch die Reste einer positivistisch verkommenen Vernunft blickt er zurück auf ihren Ursprung und erkennt darin, was ihm gegenwärtig bedrohlich wiederaufzuerstehen scheint: Religion, Stammesverbände, Rassismus. Natürlich weiß er, daß die daran früher praktisch und theoretisch geübte Kritik schon deshalb unter den Deckel muß, weil »Nation« immer schon »Volksgemeinschaft« voraussetzte und antikommunistischer wie realsozialistischer Block nicht viel mehr als zwangsweise verbundene Produktivitätskartelle gewesen sind. Dennoch erinnert er sich, daß »in dem Maße, wie die Russen aufhörten, sich wie Marxisten zu verhalten, und begannen, sich wie Russen zu verhalten, die Kluft zwischen Rußland und dem Westen größer (wurde). Der Konflikt zwischen liberaler Demokratie und Marxismus-Leninismus war ein Konflikt zwischen Ideologien, die trotz ihrer großen Unterschiede beide modern und säkular waren ... Ein westlicher Demokrat konnte ein intellektuelles Streitgespräch mit einem sowjetischen Marxisten führen. Mit einem russisch-orthodoxen Nationalisten wäre ihm das unmöglich. « So resümiert Huntington die besseren Jahre des Kalten Krieges als eine Ära, in der die Welt, weil sie zweigeteilt war, von einem Rest verbindlicher Vernunft zusammengehalten wurde.

Die Zeit, in der Zivilisation noch als Menschheitsauftrag galt, ging zu Ende, als der Triumph des ihr zugrundeliegenden Vergesellschaftungszusammenhangs total wurde. Mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus ist die Tauschgesellschaft global geworden und der ihr einst entsprungene Konterpart wieder in sie zurückgekehrt: Die westliche Zivilisation ist nur noch Moderne und damit am Ende. Einen Unterschied zwischen Kultur, Zivilisation und ideologischer Beförderung der diversen imperialistischen Projekte gibt es nicht mehr. Die westliche Zivilisation vermag sich nur noch als partikular unter anderen Partikularitäten zu denken und sondert Kalauer über ihre ältesten Ladenhüter ab. »Das Wesen der westlichen Kultur«, erklärte Huntington im »Spiegel«, der unverdrossen »civilization« mit »Kultur« übersetzt, »ist die Magna Charta, nicht der Magna Mac.«

Schlimmer noch als mit der westlichen verhält es sich mit jenen Gesellschaften, die schon mit dem Sieg des Kapitalverhältnisses - lange vor seiner globalen Durchsetzung - am Ende waren und sich gerade deshalb heute zu Gegenkulturen aufwerfen. Den nichtwestlichen Zivilisationen ergeht es momentan wie der von ihnen befeindeten. Sie stehen zu ihrem längst vergangenen Höhepunkt in einem Verhältnis wie die Haushaltsabteilung des »Kaufhauses des Westens« zum Angebot von »Rudis Resterampe«. Doch sie sind besser als die Staaten des Westens in der Lage, die enttäuschten Hoffnungen ihrer Klientel aufzufangen. Was den islamischen, konfuzianischen etc. vom westlichen Zivilisationsramsch unterscheidet, ist die Möglichkeit seiner Aufladung im antiwestlichen Ressentiment. Weil diese Kulturen zum Zeitpunkt ihres Niedergangs noch nicht durchkapitalisiert waren, haftet ihnen ein Ruch von Ursprünglichkeit an.

Natürlich ist - zum Beispiel - eine moderne islamische Bewegung außerstande, an die islamischen Errungenschaften längst vergangener Jahrhunderte anzuknüpfen. Sie kann schließlich nur zwei recht unislamisch erscheinende Interessen verfolgen, nämlich am Weltmarkt reüssieren und dafür die Bevölkerung bei der Stange halten wollen. Da wird die Philosophie eines Hadschi Bektasch nicht viel nutzen und schon gar nicht die kulturelle Blüte des Islam vor über 600 Jahren, die gerade darum hinter der zeitgenössischen westlichen nicht zurückstand, weil sie universalistisch war, also über die unmittelbaren eigenen Expansions- und Reproduktionsinteressen hinausstrebte. Was ein moderner Moslem braucht und aus »seiner« Kultur auch herausfiltert, ist zugleich ihr einziger aktueller Ausdruck - der Rest ist museal und unverstanden: ein demütigendes aber kollektivierendes, Ressentiments nährendes Almosensystem, das sich von trübstem Sendungsbewußtsein nährt. Damit scheint erreicht, woran es dem Westen - mit einer Ausnahme - noch mangelt, weil er vorkapitalistisch sich gerierende Alternativideologien zwecks besinnungslosen Vollzugs der Markthandlungen nun mal nicht brauchen kann. Nationale Identität ist als kulturelle Identität im Westen, sieht man vom deutschen Vorschein ab, vorläufig nur diesseits des »Geistes von 1789« zu haben.

Zivilisation war für die Ideologen der bürgerlichen Gesellschaft Ausdruck der spezifischen Vergesellschaftung unterm Wertgesetz. Doch wollten sie damit gerade nicht nationalstaatlich oder wertegemeinschaftlich addierte Eigenschaften wie Sprache, Religion usw. bezeichnen, sondern den emphatischen Ausdruck des der Tauschgesellschaft inhärenten Universalismus. Im Universalismus des Wertverhältnisses glaubte die bürgerliche Ideologie ein Glücksversprechen zu erkennen, das in einer zivilisierten Welt eingelöst werden könnte. Was dagegen heute als kulturalistische Aufladung von Zivilisation betrieben wird, ist dem Begriff in seiner ursprünglichen Form fremd. Nicht um Volksliedsammlungen und Stammestrachten sollte es gehen, sondern um die Zerschlagung eben solcher Partikularitäten. Ihrem Anspruch nach universell vernünftig, kannte Zivilisation keine Sprach-, Kultur- oder »Rasse«grenzen und war eben deshalb zunächst nicht das imperialistische »westliche« Projekt, als das es heute von den internationalistischen Völkerkundlern so hartnäckig denunziert wird. Dem gleichen Vernunftanspruch folgte auch die Bestimmung von Kultur als Hochkultur. Sie meinte die Spitzenleistungen auf dem Gebiet der Kunst und der Wissenschaft, die wiederum als für alle Menschen gültig angesehen wurden.

Westliche Zivilisation setzte sich durch, als ihre Ideologen und Einrichter noch in dem falschen Bewußtsein befangen waren, durch Etablierung der Tauschgesellschaft Herren ihrer eigenen Geschicke werden zu können, als der bürgerliche Citoyen als räsonnierender Argumententauscher sich am Beginn eines Projekts wähnte, welches ein Reich der Freiheit und

Gleichheit für die ganze Welt einrichten würde. Als der Fabrikherr sich dann vom gleichen stummen Zwang getrieben fühlte, der den Arbeiter seit jeher an die Maschine fesselte, und die Plackerei nicht nur immer größere Ungleichheit schuf, sondern auch vom Glücksversprechen des Anfangs nur die Hoffnung geblieben war, man möge unter der unbegriffenen Herrschaft des Wertgesetzes wenigstens individuell bestehen, erlebte die westliche Zivilisation ihre Sternstunde. Während die Konservativen den naiven Glauben ihrer Ahnen zur einzigen Wahrheit kanonisierten, stellten Unbefangenere fest, daß das in 300 Jahren angehäufte kulturelle Potential doch erheblich über die klägliche Realität und ihre noch kläglicheren Perspektiven hinauswies. Sie erkannten, daß die Kultur, die die Unterwerfung unters Marktgesetz begleitet und zu Teilen erst begründet hatte, alle zum Verständnis und zur Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse notwendigen Kategorien bereithielt.

Huntington, Positivist der trübsten Sorte, kommt bei der Definition von Zivilisation etwa so weit wie Stalin 1913 bei seinem Versuch, Nation zu definieren. »Eine Zivilisation ist eine Kultur im großen Maßstab«, verkündet er und macht sich ans Definieren. Zivilisation und Kultur implizierten »Werte, Normen, Institutionen und Denkweisen, denen aufeinanderfolgende Generationen einer gegebenen Gesellschaft primäre Bedeutung beimessen«. Wenn Huntington von der Universalität der bürgerlich geprägten Kultur redet, wird sie ihm automatisch zur westlichen und ihr Anspruch zur Anmaßung: »Der Aufstand gegen den Westen wurde ursprünglich mit der behaupteten Universalität westlicher Werte legitimiert; heute wird er mit der behaupteten Überlegenheit nichtwestlicher Werte legitimiert.« Seit sich die bürgerliche Kultur ihres kritischen Hauptstücks entledigt hat, wird auch dort wahr, was für die Sinnsucher in den Trikontländern spätestens seit der Auflösung des Warschauer Pakts ausgemacht ist: »Weder Adam Smith noch Thomas Jefferson werden den psychologischen, emotionalen, moralischen und sozialen Bedürfnissen von städtischen Migranten und Hochschülern der ersten Generation gerecht. Jesus Christus wird ihnen vielleicht auch nicht gerecht; aber seine Chancen sind besser.«

Der Argumententausch zwischen dem Sowjetbürger und dem westlichen Liberalen, von dem Huntington spricht, bezeugt den spezifischen Zusammenhang von westlicher Zivilisation und ihrer einzig legitimen Kritik. Die beiden verstehen sich, weil sie je einen Teil des ihnen Gemeinsamen erhascht haben, der eine als mutmaßlicher Verwalter, der andere als vermeintlicher Überwinder marktförmiger Zwangsvergesellschaftung. Zwar führte die Anerkennung des gemeinsamen Vernunftanspruchs zu nicht viel mehr als dem Abgleich der Leistungsbilanzen zweier auch in der Sache nicht so durchaus verschiedener Systeme. Doch man hielt sich an die Reste eines Universalismus, der den Streit mit Begriffen zu führen bestrebt war, die der vernünftigen Kritik grundsätzlich zugänglich bleiben sollten. Während des Kalten Krieges waren in den Ländern des Trikont keineswegs Jefferson und Adam Smith von Belang für die großstädtische Jugend, und nur zum kleinen Teil Marx, von dem Huntington gar nicht spricht, wohl aber Lenin und/oder Mao. Deren Rezipienten vermochten jedoch nur vorübergehend die Jesusse oder Mohammeds obsolet zu machen. Statt die Marxsche Fundamentalkritik praktisch werden zu lassen, ließen sie sie als Marxismus-Leninismus wieder im bürgerlichen Urwald der Smiths und Jeffersons verschwinden.

Huntington ist ein Ideologe des US-Außenministeriums, und so können die praktischen Konsequenzen, die er aus der Verallgemeinerung des Verhängnisses zieht, nur verhängnisvoll sein. Er sieht völlig richtig, daß der panische Anschluß der Dritten Welt an den Weltmarkt nur durch zweierlei zu haben ist: entweder durch erfolgreichen Verdrängungswettbewerb, der dann zum Ausbruch fordistischer Kämpfe wie unlängst in Südkorea führen kann, oder - und das ist wahrscheinlicher - durch die kulturalistische Aufrüstung des Staatsbürgerkollektivs gegen innere und äußere Standortsaboteure. Letzteres ist ein Weg, der in jenen 90 Prozent der Länder beschritten wird, in denen sich ökonomischer Erfolg genausowenig wie Mißerfolg in materiellem Aufstieg der Massen niederschlägt.

Für den Westen bleibt die Mischung aus bewaffneter Drohung und ideologischer Abrüstung: »Damit der Westen seine vitale und mächtige Zivilisation bewahrt, muß er aufhören, universell sein zu wollen« (»Spiegel«). Damit endet die Analyse dort, wo Huntingtons deutsche Kritiker immer schon standen, mit dem Unterschied, daß sie »Westen« durch »Deutschland« oder »(deutsch geführtes) Europa« ersetzen wollen. Denn gerade weil Huntingtons westlicher Imperialismus die Deutschen nur im zweiten Glied sieht, mußte er hierzulande verdächtig werden: »Als die einzige verbliebene Supermacht treffen die USA gemeinsam mit Großbritannien und Frankreich die wesentlichen Entscheidungen zu Politik und Sicherheit; gemeinsam mit Deutschland und Japan treffen sie die wesentlichen Entscheidungen in Wirtschaftsfragen.« Warum Huntington Deutschland unter den militärischen Entscheidungsträgern nicht sehen will, verdeutlicht seine Sicht des Jugoslawien-Konflikts: »Die Antwort des Westens wurde durch Deutschland festgelegt; die Antwort Deutschlands wurde zum großen Teil durch die katholische Schiene festgelegt. Die deutsche Regierung wurde von der katholischen Hierarchie Deutschlands, dem bayerischen Koalitionspartner CSU sowie der)Frankfurter Allgemeinen Zeitung(und anderen Medien zum Handeln gedrängt.«

Die irreführende Betonung der katholischen Hierarchie, Ausdruck seines schrulligen Weltkulturenschemas, sei Huntington verziehen. Solange seinesgleichen ein Wörtchen mitzusprechen haben in den USA oder in England, wo sie z. B. Rifkind heißen, findet die Kritik der jedem Staat eigenen Ambition, sich auszudehnen, noch manches Ohr. Sobald aber die Identitätsstifter »ihre Fähigkeit zur Übersetzung anderer Kulturen« soweit »gestärkt« haben, daß jeder Konflikt zu einem Kulturauftrag wird, den eine Welt von Indigenen besinnungslos gegen den US-Imperialismus auszutragen bereit ist, wird

der Begriff »Zivilisation« für immer im Giftschrank der satanischen Wörter verschwinden.

Konkret 05/97, S. 30

Otto Köhler

Potsdam, zum Dritten

Die Weigerung des Potsdamer Stadtparlaments, eine dauerhafte Unterbringung der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht auch nur zu erwägen, zeugt von Traditionsbewußtsein

Eigentlich wollte der PDS-Fraktionsvorsitzende in der Stadtverordnetenversammlung, Dr. Hans-Jürgen Scharfenberg, am 2. April 1997 die Stadt von ihrem Gespenst befreien. Potsdam, so beantragte er im Namen der PDS, solle ständiger Sitz der Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« werden. Doch der Geist von Potsdam, so wie er uns überliefert ist nach der Väter Art, er ist nicht umzubringen.

Der große Tag von Potsdam wird unvergeßlich sein in seiner historischen Bedeutsamkeit ... Die Fahrt nach Potsdam geht von Berlin aus durch ewig jubelnde Menschenmassen ... Hindenburg betritt mit dem Führer zusammen die Garnisonskirche ... Alle erheben sich und bringen dem greisen Feldmarschall, der dem jungen Kanzler seine Hand reicht, jubelnde Huldigungen dar. Ein geschichtlicher Augenblick. Der Schild der deutschen Ehre ist wieder reingewaschen. Die Standarten mit unseren Adlern steigen hoch. Hindenburg legt an den Gräbern der großen Preußenkönige Lorbeerkränze nieder. Draußen donnern die Kanonen. Nun klingen die Trompeten auf, der Reichspräsident steht auf erhöhter Estrade, den Feldmarschallstab in der Hand, und grüßt Reichswehr, SA, SS und Stahlhelm, die an ihm vorbeimarschieren. Er steht und grüßt: Über all dem liegt die ewige Sonne, und Gottes Hand steht unsichtbar segnend über der grauen Stadt preußischer Größe und Pflicht.

Das schrieb Joseph Goebbels - reichlich wahrheitsgemäß - in sein Tagebuch zum »Tag von Potsdam« am 21. März 1933. Hitler hatte nach dem Reichstagsbrand sein neues Parlament ohne Kommunisten und Sozialdemokraten in der Garnisonskirche eröffnet. Nur die Abgeordneten der bürgerlichen Parteien waren erschienen. Sie fanden sich unter Braunhemden und den überlebenden kaiserlichen Generalen in ihrer alten Uniform wieder. Ein symbolischer Akt: Potsdam statt Weimar. Soldatenkönige statt Goethe. Gleichwohl aber eine Zeremonie des Gottvertrauens, mit der Hitler dem Bürgertum, auch dem liberalen Theodor Heuß, der später der Nachfolgerepublik BRD als Bundespräsident vorstehen sollte, das Ja zum Ermächtigungsgesetz abrang. Der Tag von Potsdam, mit dem sich Hitler als legitimer Erbe der Hohenzollerndynastie und der preußischen Soldatentradition einführte. 58 Jahre später, nach der nächsten Erhebung des Volkes (»Kommt die DM, bleiben wir, kommt sie nicht, gehn wir zu ihr«), apportierte Kanzler Kohl als treuer Dackel der Geschichte die umständehalber ausgelagerten Knochen des Großen Friedrich zurück nach Potsdam.

Schon seit dem 14. April 1991 gab es wieder den Lärm des neugegossenen Glockenspiels, das die wiedervereinigten Deutschen ebenso mit dem Gebimmel von »Üb immer Treu und Redlichkeit« begleitet wie einst Hitler und Hindenburg an ihrem Tag von Potsdam. Wiedereingerichtet hat die patriotische Ruhestörung Max Klaar, ein Oberstleutnant aus dem Rühe-Ministerium, der damit die »Rechristianisierung« der heidnischen Ossis einleiten wollte. In »aller Klarheit« soll, so wünschte es der Mann aus dem Verteidigungsministerium, dieses halbstündliche Bimmeln ergänzt durch ein »Lobe den Herren« den Eingeborenen wieder verdeutlichen, »wo oben und wo unten« ist.

Dann, am 18. August 1991, hatte der Kanzler des Nachfolgestaates mit Pomp und Prunk die vor dem Russen geretteten Knochen Friedrichs II. vom Hohenzollern-Schloß in Hechingen im »Sarg-Transfer des Jahrhunderts« (»Spiegel«) nach Potsdam zurückbringen lassen. Selbst der milde Golo Mann nannte Kohls Schauspiel eine »absolute Geschmacklosigkeit« und verkannte damit, daß es etwas anderes war: Ein neuer Tag von Potsdam, mit dem der geschichtsmächtige Kanzler den Nachfolgestaat auf dem Territorium seiner frisch angeschlossenen Ostgebiete in das alte Deutsche Reich einbrachte. Die Bundeswehr marschierte, vorneweg der neue Postdamer Befehlshaber im Wildpark-Ost, Generalleutnant von Scheven, der sich bald darauf daranmachte, das nahgelegene Schloß Gripsholm vom Geist Kurt Tucholskys zu reinigen. Und Seine Kaiserliche Hoheit, der Enkel von Wilhelm 11., führte mit dem Kanzler des freiheitlichsten Staates, den es je auf deutschem Boden gab, die Knochenparade an. Potsdam war wieder Potsdam.

In diesem Potsdam, das 1991 den Anschluß an 1933 gefunden hat, will man den von Hitler, Hindenburg und Kohl gesäuberten Schild der deutschen Ehre nicht beschmutzen lassen. Und so wurde am 2. April der PDS-Antrag, die Wehrmachtsausstellung auf Dauer nach Potsdam zu holen, mit 22 zu 18 Stimmen abgelehnt.. Aus guten Gründen. Potsdam wäre, sagte der CDU-Sprecher Hans-Joachim Ziebarth, als Dauerausstellungsort »generell falsch«. Gewiß, die Wehrmachtsausstellung beruhe auf gesicherten Forschungsergebnissen. Allerdings sei »für uns als DDR-Einwohner diese Art der Geschichtsdarstellung keineswegs neu«. Denn hier sei ja seinerzeit schon zu Wehrmachtsverbrechen geforscht worden, und deshalb sei das Interesse gering. Und im übrigen, fügte FDP-Sprecher Hans-Jörg Pöttrich hinzu, sei die Ausstellung tendenziös und wolle uns weismachen, daß die »ganze Wehrmacht eine Horde von Verbrechern« war. Von wegen. »Das würde sonst für den Hauptmann Helmut Schmidt wie auch für den Hauptmann Richard von Weizsäcker gelten - und für meinen Vater.«

Richtig, in Potsdam, im Regiment Graf Neun, trat auch Richard Freiherr von Weizsäcker seinen Dienst für Hitler an, dessen blutige Stationen er als Bundespräsident so total vergessen hatte, wie - aus der Zeit, als er bei Boehringer/Ingelheim Geschäftsführer war - die Agent-Orange-Zulieferungen für die US-Truppen in Vietnam, die dort den darum verkrüppelten Kindern unvergeßlich bleiben werden (KONKRET 8/91).

Nein zum dauernden Verbleiben der Wehrmachtsausstellung in Potsdam sagte auch Gisela Opitz vom »Bürgerbündnis«, weil nämlich die Stadt »schon zu lange als Sündenbock herhalten« mußte. Die SPD, deren Reichstagsfraktion 1933 geschlossen dem Tag von Potsdam ferngeblieben war und zwei Tage später Nein zum Ermächtigungsgesetz für Hitler gesagt hatte, druckste. Nur zwei stimmten für den Antrag, der den Ruf der Stadt gerettet hätte. Die Mehrheit aber, Oberbürgermeister Horst Gramlich an der Spitze, stimmte mit CDU, FDP, Bürgerbündnis und auch den Grünen gegen eine Dauerbleibe für die Wehrmachtsausstellung in Potsdam.

Und die gesamte Stolpe-SPD im Landtag gab dazu - in Person ihres Fraktionssprechers Michael Donnermeier - nachträglich ihren Segen. »Wir mischen uns da nicht ein«, sagte er der »jungen Welt« und zeigte Verständnis, daß Potsdam »nicht demonstrativ im Büßerhemd des Militarismus dastehen« wolle. »Inzwischen gibt es ja«, hatte Brigitte Lotz von den Grünen im Potsdamer Stadtparlament hinzugefügt, »auch eine vierzigjährige andere Geschichte einer Armee und anderer Organisationen.« Da müsse man sich doch überlegen, ob eine Ausstellung zur Wehrmacht ausgerechnet nach Potsdam kommen sollte.

Wenige Tage zuvor hatte der Leitartikel der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« eben diese »vierzigjährige andere Geschichte« beschworen und sich gefreut, daß es damit nun ein Ende hat. »Nach vierzig Jahren besteht die Bundeswehr ihr erstes >richtiges< Gefecht, wenn auch nur ein kleines«, schrieb der zuverlässig für »Die Gegenwart«, die deutsche natürlich, zuständige Redakteur Eckhard Fuhr und überlegte, was sich daraus machen ließe. Schließlich, auf die Größe des Gefechts kam es nicht an, sondern auf seine Qualität: »Deutsche Soldaten feuern 250 Schuß auf albanische Bewaffnete.« Jeder Schuß ein Marschsignal für Deutschlands Freiheit in der Welt. Fuhr froh: »Die Armee, für die jahrzehntelang das Üben der Ernstfall war und nach der Philosophie der Abschreckung der kriegerische Ernstfall schon in der Niederlage gewesen wäre, erweist sich dann, wenn scharf geschossen wird, als ebenso professionell wie andere Armeen auch.«

»Symboliker« hätten »dieses Ereignis«, verkündet die »FAZ«, »als Geburt der neuen Berliner Republik einer selbstbewußten Nation deuten« können - gemeint ist ganz offensichtlich *Die Selbstbewußte Nation* aus dem rechtsextremistischen Zitelmann-Kartell der Geschichtsrevisionisten (KONKRET 11/94). Aber erfreulicherweise seien diesmal »die Verteidiger einer deutschen, aus geschichtlicher Schuld und Läuterung herrührenden Andersartigkeit« artig geblieben. Und das obwohl das erste richtige Gefecht seit 1945 »am Ende einer dramatischen Woche stattfand, die von den Bildern militant demonstrierender Bergleute und Bauarbeiter beherrscht war, von Bildern, die jedem eindringlich vor Augen führen konnten, daß es mit der alten Gemütlichkeit vorbei ist«. Die »FAZ« weiß, wie wichtig der weltweite Kampfeinsatz der Bundeswehr für den sicheren Einmarsch Deutschlands in den Sicherheitsrat ist - samt Vetorecht, das nur den Weltmächten zukommt. Und das muß möglichst ohne Aufsehen geschehen.

Tatsächlich ist nichts mehr wie es war. Aber, so freute sich die »FAZ«, keiner merkt es, »ideologisches Aufschäumen« findet nicht mehr statt: »Zwischen Montag und Freitag kehrten Klassenkampf und Krieg zurück in die deutsche Wirklichkeit - und niemand läutete die Sturmglocke.« Krisenreaktionsminister Volker Rühe verdiente »FAZ«Lob, denn: »An den Begleitumständen des Bundeswehreinsatzes in Tirana fallen vor allem der einfallsreiche Pragmatismus seiner Vorbereitung und Ausführung sowie die Beiläufigkeit auf, mit der er in der deutschen Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen wurde.«

Eines freut das deutsche Zentralorgan am ersten Kampfeinsatz der Bundeswehr ganz besonders: »Zu umständlichen staats- und völkerrechtlichen Erörterungen blieb keine Zeit. « Auch die Wehrmacht hatte für solchen zeitraubenden Quatsch keinen Sinn.

Entscheidend für die »FAZ«: »Die Deutschen waren auf sich selbst gestellt.« Und: Sie »treten als kühle Profis organisierter und legitimierter Gewalt auf gegen die wilde Gewalt der Ethnien, der Clans, der Banden«. Zur »Bandenbekämpfung« nach dem massenmörderischen Vorbild der Wehrmacht hat Oberstleutnant i. G. Reinhard Herden, der für Rühe die »Risikoprognosen« verfaßt, in der »Truppenpraxis/Wehrausbildung« das entsprechende Feindbild entworfen und für eine Vorbereitung auf »kleine brutale Kriege« gegen »die kleinen bösen Männer« plädiert (KONKRET 4/97). Eckhard Fuhr verkündet einen anderen Krieg, den sozialen, den Krieg im eigenen Land gegen das »eigene Volk« - so würde er es nennen, wenn er es kritisieren wollte. Gegen die Armut, gegen die es keine Reform gibt, kein anderes Rezept als Gewalt, so wie damals.

Vier Wochen vor dem Tag von Potsdam kam die Creme der deutschen Industrie auf Einladung des Reichstagspräsidenten zum Spendentreffen mit dem neuen Reichskanzler. Hitler erläuterte, daß Privatwirtschaft mit der Demokratie unvereinbar sei, eine freie Wirtschaft sei nur dann denkbar, »wenn das Volk eine tragende Idee von Autorität und Persönlichkeit« besitze. Und dann versprach der Präsident des schon wenige Tage später brennenden Reichstages, Hermann Göring, »keine

Experimente« . Die bevorstehende Märzwahl sei die letzte. Keine Wahlen mehr. Und: Jeder müsse künftig auf seinem Posten sein. »Ohne Zweifel«, sagte der Reichstagspräsident, »haben wir Nationalsozialisten die meiste Arbeit zu leisten, denn wir müssen mit unseren SA-Leuten in die dunkelsten Quartiere der Großstädte vordringen. «

Die SA unserer Tage, die in die dunkelsten Quartiere der Metropolen dringt, das ist - nach Willen und Vorstellung unseres Zentralorgans - die Bundeswehr. Allerdings trägt sie im besonderen Einsatz keine Stiefel mehr. Es sind, so Fuhrs Fazit, »die jungen Turnschuh-Männer mit Maschinenpistole und Handy, die heute in Albanien und morgen vielleicht in den Armutsquartieren europäischer Metropolen die Szene beherrschen«. Und sie hätten, behauptet dieser Deutschland den Weg weisende Leitartikler, »nichts mehr zu tun mit dem großen Geschichtstheater dieses Jahrhunderts«.

Der 1945 eingeleitete Prozeß der Zivilisierung der Deutschen ist abgebrochen, die Normalität der Selbstbewußten Nation bricht wieder über die Welt herein.

Konkret 05/97, S. 32

Jürgen Elsässer

Spekulanten im Cyberspace

Auf der Suche noch ihrem Gegner stoßen deutsche Arbeiter und Arbeiterinnen auf Angebote aus dem kollektiven Unbewußten der Nation

Heiner Müllers Feststellung »Erst seit der Vereinigung ist wieder Klassenkampf in Deutschland möglich« gehört sicherlich zum Dümmsten, was Linke in den letzten Jahren von sich gegeben haben, und dennoch sollte man der Versuchung widerstehen, nun einfach das Gegenteil zu postulieren. Die durchaus begründete Skepsis, ob nach 1989 noch von Klassenkampf in diesem Land die Rede sein könne, wurde immerhin durch die Aktivitäten der Bergarbeiter am 11. März im Bonner Regierungsviertel konterkariert. Der Reporter der »Süddeutschen Zeitung« war dabei: »>Fackelt die Bude ab< skandiert ein Sprechchor, ein Mann mit grellrotem Kopf brüllt minutenlang unter anwachsendem Beifall >Kommt raus, ihr Politikerschweine, ihr lebt von uns<, dann gibt es neue Sprechchöre, immer lauter: >Jetzt geht's los!(Innerhalb weniger Sekunden dreht sich die Masse und wirft die Sperrgitter um, mit denen bis dahin die Bannmeile rund um den Bundestag gesichert war. «

Wird jetzt ein Bulle am Spieß gebraten, wie in dem Anarcho-Film »Themroc«? Leider nein. Aber immerhin ging es noch ein bißchen weiter: Als Scharping im Verlauf des Tages den in der SPD-Baracke untergekommenen Bergarbeitern eine Visite abstattet, um etwas Wahlwerbung zu machen, wird er zunächst mit »Rudolf, Rudolf«-Rufen gefeiert. Aber ganz so sozialdemokratisch blieb's dann doch nicht, wie der »SZ«-Reporter weiter berichtet: »Ziemlich feurig ist Scharping - aber dann ist er auch wieder ziemlich erschrocken, als nämlich die jubelnden Zuhörer damit anfangen, gemeinsam das Wort >Aufhängen(zu brüllen. Nein, das sei nicht das richtige Wort, sagt Scharping, das richtige Wort müsse heißen >Abwählen<. Merkwürdigerweise will es aber zu keinen einschlägigen Sprechchören kommen. «

Daß Sozialdemokraten und Linke von solchen Szenen gleichermaßen überrascht waren, lag freilich nicht nur an der Radikalität des Arbeiterprotestes, sondern auch an ihrem schlechten Gedächtnis. Ein kleiner Rückblick: Schon am ersten Tag nach der Bekanntgabe des beabsichtigten Krupp-Übernahme-Coups wird der Vorstandsvorsitzende Cromme auf einer Betriebsversammlung ausgepfiffen und mit Eiern beworfen. Am zweiten Tag kann er vor 10.000 Stahlarbeitern nicht mehr ausreden, zu den Eiern gesellen sich Tomaten und Orangen, ein CDU-Bundestagsabgeordneter wird leicht am Kopf verletzt, eine Strohpuppe mit dem Schild »Cromme« in Brand gesteckt. Am vierten Tag wird in allen Krupp-Werken der Streik ausgerufen, am fünften eine wichtige Rheinbrücke besetzt, am zwölften eine Sitzung des Krupp-Aufsichtsrates gestürmt. Unter den Streikenden zirkuliert erstmals ein Steckbrief: »Gesucht wird: Dr. Gerhard Cromme - Tod oder Lebendig« (Rechtschreibfehler im Original).

Am vierzehnten Tag der Proteste belagern nach einer Großkundgebung von 13.000 Metallern und 6.000 ÖTV-Kollegen einige hundert Leute den Essener Krupp-Sitz in der Villa Hügel, wo der Aufsichtsrat tagt. Berthold Beitz wird körperlich bedrängt, schließlich gegen den Protest der DGB-Spitze der Eingangsbereich besetzt. Ein Betriebsrat erklärt später: »Erstmals haben Arbeiter den Tempel des Kapitals und der Politik gestürmt. « Für die »FAZ« liegt an diesem Tag »ein Hauch von Generalstreik« in der Luft. Freilich ereignete sich dies nicht im Frühjahr 1997, sondern im Winter 1987, Auslöser war nicht der Krupp-Versuch, Thyssen zu übernehmen, sondern die Schließung des Werkes Rheinhausen. Was die beiden Vorgänge allerdings verbindet, ist neben einigen Hauptakteuren der tausendfache Arbeitsplatzverlust der Beschäftigten. Deren Radikalität war damals wie heute nicht von Dauer, wenn auch, anders als diesmal, nach der Einigung der Sozialpartner die wilden Streiks und Brückenbesetzungen noch ein paar Tage weitergingen. Darüber hinaus gibt es gewichtigere Unterschiede, die darauf verweisen, wie sehr sich nicht nur diese Republik, sondern auch ihre Gewerkschaften in der letzten Dekade geändert haben.

Da ist zum einen die Tatsache, daß es vor zehn Jahren quer zum Gewerkschaftsapparat auch eine linke Koordinationsstruktur gab. Sinnfälliger Ausdruck war die »Ruhrgebietskonferenz« etwa eine Woche nach Beginn der Kämpfe, an der sich 800 Leute beteiligten und die von Betriebsräten verschiedener Werke, der DKP, den Grünen und den DGB-nahen Wirtschaftsweisen der Memorandum-Gruppe veranstaltet wurde. Programmatisch forderten nicht nur Konferenzteilnehmer, sondern auch die IG-Metall-Spitze eine Vergesellschaftung der Stahlindustrie - eine Lösung, die sich gegen die Kapitalisten insgesamt richtete und zumindest an die Systemfrage heranführte.

Anders als im Fall Rheinhausen übte sich die Gewerkschaft diesmal nicht nur in der Verteidigung des Status quo, sondern sie suchte auch unverhohlen das Bündnis mit den guten gegen die bösen Kapitalisten: mit der Ruhrkohle AG gegen die Bundesregierung, mit Thyssen gegen Krupp - wie zuvor schon die IG Bau mit dem Zentralverband des deutschen Baugewerbes gegen den BDI. Schnell erhielt diese Ersetzung des Klassenkampfs durch Lobbyismus dann eine nationalistische Konnotation. »Rettet die deutsche Kohle«, forderten die Kumpel, und beim Marsch der Stahlkocher zum Sitz der beteiligten Großbanken im sprachlich bereits exterritorialisierten »Mainhattan« erschien ausgerechnet die Deutsche Bank als Trojanisches Pferd des US-Kapitals. Der Thyssen-Betriebsratsvorsitzende Bongen wetterte jedenfalls

vollmundig gegen »amerikanische Verhältnisse«. Wer die wolle, solle »doch rübergehen«, forderte er im Jargon des neuen Kalten Krieges.

Die pünktlich zur Demonstration erschienene Ausgabe des »Spiegel« lieferte dazu den theoretischen Background: »Die Finanzmärkte sind die treibende Kraft in der Globalisierung der Wirtschaft, nun sind sie dabei, die Festung Deutschland zu knacken. « Dann aber, so der DGB-Vorsitzende Schulte, werde sich die wohnliche Festung alsbald in einen »Tempel für Spekulanten und Börsianer« verwandeln. Selbst der mächtige NRW-Wirtschaftsminister Clement, ohne den beim Strukturwandel im Kohle- und Stahlbereich auch diesmal nichts gelaufen wäre, befürchtete ein »Dallas im Ruhrgebiet«, für ihn ist heute schon »die Politik den Finanzjongleuren ausgeliefert«. Als leuchtendes Gegenbeispiel präsentierten DGB und IG Metall den Thyssen-Konzern. »Bild« begründete stellvertretend: »August Thyssen, der kleine zähe Unternehmer, beschrieb einst, wie er oft nachts wachgelegen hatte und Wege suchte, seine Mitarbeiter in Lohn und Brot zu halten. Niemand wurde je entlassen. Das war ein großer Mann.« An die Tatsache, daß der Arbeiterfreund zu den Weltkrieg-I-Treibern gehört hatte, erinnerte weder »Bild« noch irgendein DGB-Redner.

Die sachlich falsche Entgegensetzung von Industrie- und Finanzkapital ist eingängig, weil die Ausbeutung im »notwendig falschen Bewußtsein« nach genau diesem Schema rezipiert wird. Wenn Marx davon spricht, daß der Proletarier einen Mehrwert produziere, der ihm vom Kapitalisten geraubt werde, so ist das eine wissenschaftliche Erklärung. Eine sinnliche Erfahrung ist das nicht, ganz im Unterschied zum Leben im Feudalismus: Der Fürst raubt dem Bauern den Zehnten vom Korn, das ist eine erfahrbare Ungerechtigkeit. In der Gesellschaft des freien Tausches stellt der Arbeiter seine Arbeitskraft zur Verfügung und erhält dafür Lohn. Was also sollte daran ungerecht sein? Welche Folgen für das Begriffsvermögen des Arbeiters die moderne Form der Ausbeutung hat, beschrieben Horkheimer und Adorno so: »Der Fabrikant hat seine Schuldner, die Arbeiter, in der Fabrik unter den Augen und kontrolliert ihre Gegenleistung, ehe er noch das Geld vorstreckt. Was in Wirklichkeit vorging, bekommen sie erst zu spüren, wenn sie sehen, was sie dafür kaufen können. Die Verantwortlichkeit der Zirkulationssphäre für die Ausbeutung ist gesellschaftlich notwendiger Schein.«

Wenn sich heutzutage überhaupt einer ausgebeutet fühlt, macht er nicht seinen Arbeitgeber verantwortlich, sondern das Kaufhaus, das zu hohe Preise verlangt, den Makler, der seine Provision einstreicht, die Bank, die zu hohe Zinsen will. Die Wut dringt also nicht zum Kern der Ausbeutung, zu Fabrik und Lohnarbeit, vor, diese werden im Gegenteil als quasi natürlich akzeptiert. In den Worten des »Bild«-Kommentators: »Ein halbes Jahrhundert lang wurde unser Land vorangebracht. Dies alles war das Werk von Menschen aus Fleisch und Blut« - dann folgen Lobeshymnen über »Bergleute und die Männer vom Stahl« sowie die bereits zitierte Passage über den Unternehmer Thyssen.

Wenn der produktive Kern des kapitalistischen Systems als »aus Fleisch und Blut« bestehend der ersten Natur zugeschlagen wird, bleibt die Wut der Betrogenen auf der Suche nach einem Ersatzobjekt an der Oberfläche der Gesellschaft hängen, wo Ausbeutung nicht stattfindet, sondern nur sichtbar wird: am Kaufhaus, am Makler, im aktuellen Fall an den Banken. Das spontane antikapitalistische Ressentiment richtet sich nicht gegen das Kapital, sondern nur gegen das Finanzkapital, in der völkischen Terminologie: das raffende Kapital. Doch soll die Agitation gegen das raffende Kapital oder gar die »Spekulanten im Cyberspace« (»Spiegel«) nicht verpuffen, muß das abstrakte Feindbild biologisiert werden: Das Handelskapital ist der Schocken, das Finanzkapital sind die Rothschilds, der Makler ist - um ein aktuelles Beispiel zu nehmen - der Bubis.

Die Leerstelle, die die populistische Spekulanten- und Banken-Schelte von SPD und DGB gelassen hat, wurde von CDU und CSU gefüllt: Parallel zu den Aktionen an Rhein und Ruhr legten sogenannte Sozialpolitiker der Unionsfraktion ein Papier zur Standortsicherung vor, das die Begrenzung der Einwanderung von Juden aus Rußland forderte. CSU-Entwicklungshilfeminister Spranger packte noch einen drauf und ließ wissen, diese Zuwanderer zerstörten das Rentensystem - obwohl sie gar keinen Rentenanspruch haben. Die Juden als Mitverursacher der Misere, vielleicht als geborene Spekulanten? Ignatz Bubis fühlte sich durch CSU-Aufforderungen, mit der Bundesregierung eine neue Zuwanderungs-Quote für Juden auszuhandeln, »in die Position des Judenrates von 1940 versetzt«, und der liberale grüne Abgeordnete Volker Beck stellte zu Recht einen »Tabubruch« fest. Die Sozialkämpfer von SPD und DGB aber ignorierten den Vorstoß der Unionisten - zu sehr waren sie gerade mit Arbeiterkämpfen beschäftigt.

Gut möglich allerdings, daß wenigstens die Bauarbeiter bei der Judenfahndung nicht mitmachen, schließlich haben sie schon mit der Jagd auf Polacken, Itaker, Engländer und Portugiesen, also mit der Radikalisierung des eurochauvinistischen zum deutschnationalen Rassismus, alle Hände voll zu tun. Von der Verantwortung des Staates für die Arbeitslosigkeit will die IG Bau schon lange nichts mehr wissen: Obwohl der Einbruch der Branche vor allem im Osten auf den Stopp staatlicher Infrastrukturprojekte und steuerlicher Abschreibungsmöglichkeiten zurückgeht, attackiert die Gewerkschaft nicht Bonn, sondern Brüssel. »Todesursache EU, Beerdigungsinstitut Kohl & Co«, stand auf den Plakaten, die an der Spitze der großen Bauarbeiterdemonstration Mitte März in Berlin getragen wurden. Die wohlfeile Beteuerung von IG-Bau-Funktionären, solche Slogans richteten sich nicht gegen die Kollegen aus den EU-Nachbarstaaten, wollte nicht einmal mehr das »Neue Deutschland« glauben: »>Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg<, scheint, wen man (auf der Demonstration) auch fragt, zum Standardsatz avanciert zu sein.« Wie diese Ideologie zur Gewalt wurde, konnte man

schließlich der Vorort-Reportage der »Jungen Freiheit« entnehmen: »Inzwischen waren die Bauarbeiter in das Innere des Reichstages vorgedrungen. Aus Dutzenden Kehlen war der Ruf >Wir wollen keine billigen Schweine(zu vernehmen. Die wenigen dort Arbeitenden flohen in die hintersten Winkel des Reichstages. «

Ob die IG Bau, von deren Mitgliedern nach Umfragen schon letztes Jahr etwa 20 Prozent die Reps wählten, auf dem Weg zur braunen Gewerkschaft nur etwas weiter ist als der DGB insgesamt? Vor vorschnellen Verallgemeinerungen sei gewarnt. Immerhin haben ein Drittel der organisierten Metaller keinen deutschen Paß, werden also dem informellen IG-Bau-Slogan »Arbeitsplätze nur für Deutsche« nicht zugänglich sein. Andererseits erscheinen die Prollis an Rhein und Ruhr auch deswegen noch p.c., weil sie, im Unterschied zu den Malochern am Bau, vom Staat immer wieder und immer noch Subventionen ertrotzen konnten. Wenn diese bei einer weiteren Krisenverschärfung storniert werden, könnten sie ebenso von der SPD zu den Faschisten wechseln wie ein beträchtlicher Teil der Bauarbeiter.

Unabhängig von aller Zuspitzungsprognostik gilt aber: Die neue Proletarität, von der Karl-Heinz Roth träumt, wird sich nicht aus der Radikalisierung der trade-unionistischen Arbeiterbewegung ergeben. Zur »Klasse für sich« werden sich nur die Proletarier formieren können, die sich politisch und emotional vom nationalen Kollektiv losreißen. »Deutschland, wir weben Dein Leichentuch, wir weben hinein den dreifachen Fluch« - warum greift diese Parole vom Beginn der mitteleuropäischen Arbeiterbewegung, vom Aufstand der schlesischen Weber 1844, eigentlich heute niemand auf?

Konkret 05/97, S. 34

Thomas Moser

Zu Protokoll

1990 gründeten einige DDR-Dissidenten die »Gedenkbibliothek zu Ehren der Opfer des Stalinismus« am Hausvogteiplatz in Berlin-Mitte. In den folgenden Jahren prägte die Institution den antikommunistischen Gründungsansatz immer starker als einen nazistischen aus. Führende Funktionäre des Vereins erwirkten eine Entschädigung für eine alte SS-Aufseherin, die Bibliothek wurde zu einem Treffpunkt alter und neuer Nazis. Thomas Moser hat die Geschichte der Gedenkbibliothek für den Deutschlandfunk recherchiert, KONKRET dokumentiert Auszüge aus der Sendung

Sprecher: ... Neues Forum, Kulturfonds der DDR, Heinrich-Böll-Stiftung, Innerdeutsches Ministerium, Friedrich-Ebert-Stiftung, Reemtsma-Stiftung, AL Berlin - sie alle trugen in der Wendezeit mit Spenden von weit über 100.000 Mark und politischer Unterstützung dazu bei, das Projekt aufzubauen. Unter den Bürgerrechtlern, die sich von Anfang an für die Bibliothek engagierten, war der Schriftsteller und Psychologe Jürgen Fuchs. Im November 1990 wurde er der Vorsitzende des neu gegründeten Fördervereins. ... Dem Einsatz von Jürgen Fuchs ist es wesentlich zu verdanken, daß die Bibliothek eine öffentliche sogenannte »institutionelle« Förderung des Landes Berlin erhielt - etwa 150.000 Mark im Jahr, von denen Miete, Referenten, Anschaffungen und zwei Planstellen finanziert wurden. Zweite Vorsitzende des Bibliotheksvereins, der anfänglich etwa 100 Mitglieder zählte, war Bärbel Bohley vom Neuen Forum. Zu einer Schlüsselfigur der weiteren Entwicklung wurde Ursula Popiolek. Sie leitete die Bibliothek von Anfang an und fungierte als Geschäftsführerin des Vereins. Sie macht die Einrichtung zu ihrer persönlichen Schicksalsfrage:

Popiolek: »Es ist mein Lebenswerk, diese Bibliothek. Ich habe mir die ausgedacht 89 und habe gemeint, in dieser neuen Zeit, nicht mehr unter diesem SED-Regime, in dieser neuen Zeit möchte ich mich einbringen ganz aktiv nach meiner passiven oppositionellen Haltung zu DDR-Zeiten, denn da haben wir ein Nischendasein gelebt. Es ist mein ganzes Leben, neben dem Privatleben, das ich mit meiner Familie habe.«

Sprecher: Anfang 1994: Es kommt zum ersten schweren Streit innerhalb der Bibliothek. Dabei geht es um die Auswahl der Referenten, die in der Bibliothek regelmäßig auftreten. Für das Wahljahr 94 organisiert Leiterin Popiolek eine Reihe von Großveranstaltungen. Und die werden ausnahmslos mit CDU-Vertretern oder der CDU nahestehenden Leuten besetzt. ... Zu den Opfern des Stalinismus, die sich in den Räumen der Bibliothek treffen, gehört ein Kreis von ehemaligen Insassen des sowjetischen Speziallagers in Sachsenhausen. In den sowjetischen Lagern, die nach 1945 im Osten eingerichtet wurden, zum Teil in den KZ der Nazis, saßen unschuldige Personen, zum Beispiel Sozialdemokraten, aber auch Personen, die aus der NS-Zeit belastet waren. Die Art, wie in dem Sachsenhausener Kreis mitunter über die NS-Zeit gesprochen wird, irritiert die Bürgerrechtler im Vorstand der Bibliothek. So knüpfen ältere Frauen zum Beispiel an den BDM, den Nazi-Bund deutscher Mädchen, positive Erinnerungen.

Redner auf einer Mitgliederversammlung: »Ich möchte hier ganz konkret vorschlagen, eine Veranstaltung zu machen etwa mit dem Titel: Wo stehen wir? Ich kann mir schon vorstellen, daß wir dann, wenn wir uns selbst ein bißchen ganz kritisch fragen, uns als rechts stehend einschätzen, als demokratische Rechte.«

Sprecher: Der hier die Gedenkbibliothek als »rechts stehend« sehen will, heißt Achim Günther. Günther wird später Vorsitzender des Bibliotheksvereins werden. Die zweite Wortmeldung kommt von dem Psychologen Hans-Eberhard Zahn.

Zahn: »Fünf Jahre lang ohne jegliches Urteil, ohne jegliche Kommunikationsmöglichkeit mit der Außenwelt. Hier sind Dinge geschehen, die sogar nicht mal die Nazis sich geleistet haben: Jeder KZ-Insasse hatte das Recht, wenigstens an seine Eltern oder an seine Verwandten jeden Monat eine Karte zu schreiben. ... (Beifall)... Mein Vater, meine Frau waren auch in diesen sagenhaften Lagern. Ich habe von meinem Vater gemeint, er sei tot. Er war Polizist, vielleicht ein bißchen braun angehaucht, zugegebenermaßen ... «

Sprecherin: Nach der Konfrontation auf der Mitgliederversammlung vom Juni 94 kandidiert Bärbel Bohley nicht mehr für den Vorstand. Jürgen Fuchs wird als erster Vorsitzender abgewählt und durch den Schriftsteller Siegmar Faust ersetzt. Fuchs bekleidet das Amt des zweiten Vorsitzenden noch bis zum Oktober 1994, dann resigniert auch er und tritt zurück. ...

Dezember 1994: Der Fall Pietzner wird bekannt. Margot Pietzner, geborene Kunz, hatte 1944/45 im Alter von 23 als SS-Aufseherin in Außenlagern der Konzentrationslager Sachsenhausen und Ravensbrück, in Wittenberg und Belzig gedient. Nach dem Krieg wurde sie von einem Sowjetischen Militärtribunal verurteilt und saß zehn Jahre in sowjetischen Lagern und DDR-Gefängnissen. Unter anderem war sie auch im NKWD-Lager in Sachsenhausen inhaftiert.

Sprecher: Ein Jahr nach der Wende, im Januar 1991, stellte Margot Pietzner einen Antrag auf Anerkennung als ehemaliger politischer Häftling. Im August 1991 kam sie in die Gedenkbibliothek nach Berlin und berichtete über ihre zehnjährige Haftzeit. Zwischen der alten Frau und der Bibliotheksleiterin Popiolek sowie Siegmar Faust, der damals als ABM-Kraft in der Bibliothek beschäftigt war, entwickelte sich ein persönliches Verhältnis. Im März 1992 wurde sie von der zuständigen

Stiftungsbehörde als politischer Häftling anerkannt. Im März 1993 stellte sie einen Antrag auf Entschädigungszahlungen, der umgehend bewilligt und einen Monat später ausgezahlt wurde. Sie erhielt 64.350 Mark. Siegmar Faust nahm von ihr 7.000 Mark als Geldgeschenk an, die Familie Popiolek, bei der sie einige Zeit wohnte, ehe sie in ein Altenheim kam, sogar 20.000 Mark.

Es dauert mehr als eineinhalb Jahre, ehe das alles bekannt wird. Nicht nur die Entschädigung für eine ehemalige SS-Aufseherin wird nun öffentlich kritisiert, auch, daß zwei Vertreter der Gedenkbibliothek Geldgeschenke von Frau Pietzner angenommen haben. Unter dem Druck der Öffentlichkeit legen Siegmar Faust und Ursula Popiolek ihre Vorstandsposten im Verein nieder, aus der Gedenkbibliothek ziehen sie sich allerdings nicht zurück. ... Siegmar Faust wird beim Berliner Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen, wo er inzwischen beschäftigt ist, fristlos entlassen. Eineinhalb Jahre später, im Juni 1996, tritt Faust dann in Dresden, allen Vorwürfen zum Trotz, selber das Amt des Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen im Land Sachsen an. Peter Popiolek, der Ehemann der Bibliotheksleiterin, der in das Geldgeschenk Margot Pietzners miteinbezogen war, behält dagegen seinen Arbeitsplatz bei der Gauck-Behörde.

Sprecherin: Januar 1995: Der Förderverein wird zum Schlachtfeld im Kampf um die Bibliothek ...

Sprecher: Bei den Wahlen zum Vereinsvorstand wird zunächst der Bürgerrechtler Wolfgang Templin, der sich um eine Vermittlung der Flügel bemüht, zum ersten Vorsitzenden gewählt. Die drei übrigen Vorstandsplätze werden anschließend allerdings mit Leuten besetzt, die ausnahmslos für eine Weiterbeschäftigung Popioleks eintreten. Zweiter Vorsitzender wird jener Achim Günther, für den die Bibliothek »rechts« stehen soll. Jürgen Fuchs und Katja Havemann verlassen die Veranstaltung. ... Der politische Richtungskampf war entschieden. Siegmar Faust, Vertreter des siegreichen Flügels der Bibliothek, beurteilt die Entwicklung so:

Faust: »Das Thema führt Menschen zusammen, die latent antikommunistisch sind. Nicht, weil sie die Idee nur durchschaut haben, sondern weil sie unter dem Kommunismus gelitten haben. Letztendlich geht es in die Richtung, daß wir den Kommunismus auch schon als Idee entlarvt haben durch die vielen Vorträge und durch die Diskussionen, die da immer stattfinden, und das hat einigen, die ab und zu nur da hinkommen, nicht gepaßt, die immer noch in linksliberalen Zirkeln verkehren, die dann sagen: Nee, das ist ja eine Ideologie dort, das geht immer mehr nach rechts, das wird ja immer mehr ein CDU-Verein. Selbst wenn diese Bibliothek durch die Thematik und durch das Publikum, das sich dort angesiedelt hat, ein bißchen rechtslastig wäre, in der Demokratie, dann verstehe ich nicht, warum man das nicht dulden kann, warum dann Kräfte das unbedingt kaputt machen. «

Sprecher: Der neue Vereinsvorsitzende Wolfgang Templin tritt sein Amt mit der Absicht an, die Bibliothek zur ursprünglichen pluralen Konzeption zurückzuführen und die Bürgerrechtler zurückzugewinnen. Für die Öffentlichkeitsarbeit wird der chinesisch- deutsche Publizist Xing-Hu Kuo, zu DDR-Zeiten langjähriger Bautzen-Häftling, eingestellt. Und auch der Fall Pietzner soll aufgehellt werden.

Sprecherin: Mai 1995: In der Gauck-Behörde werden Unterlagen gefunden, die belegen, daß Margot Pietzner aus NS-Zeiten doch schwerer belastet ist als bisher dargestellt. Die Erkenntnisse fallen mit den Feiern zum 50. Jahrestag des Kriegsendes und der Befreiung der Konzentrationslager zusammen. Der öffentliche Druck ist groß; der Fall wird offiziell überprüft. Die Geldgeschenke der Margot Pietzner beschäftigen auch die Justiz. Die Frau hatte erklärt, dem zuständigen Sachbearbeiter in der Stiftung für politische Häftlinge, Wolf-Dietrich K., 1.000 Mark aus der Entschädigungssumme gegeben zu haben. Interessanterweise ist K. Mitglied der Gedenkbibliothek. Die Staatsanwaltschaft nimmt Ermittlungen gegen ihn wegen des Verdachts der Vorteilnahme auf.

Xing-Hu Kuo: »Eines Tages, das muß Anfang Juli gewesen sein, drückte mir Frau Popiolek ein dickes Manuskript, 400 Seiten, in die Hand und sagte: Das ist ein hervorragendes Manuskript von einer Frau Margarete Graßmann, die kenne ich sehr gut. Ich habe mir tatsächlich die Mühe gemacht, die 400 Seiten zu lesen und... ja, ich mußte das als Provokation empfinden, denn diese Frau Margarete Graßmann, die drei Jahre interniert war, bei den Russen in Sachsenhausen, hat nicht nur selber geschrieben, sie sei eine Aktivistin der NS-Frauenbewegung und des BDM, sie hat auch sich sehr positiv über die Heimatabende während der Nazizeit geäußert. Ich war dann sehr erschrocken über ihre Formulierung bei der Schilderung der Russen, wo sie pauschal sagt: die Russen, diese Untermenschen. Sie hat dann in dem gesamten Manuskript eine Sprache benutzt, die eindeutig aus diesen Heimatabenden der NS-Zeit stammen müssen. Also Russen, Slawen, Polen, die kommen alle sehr schlecht weg: dreckig und verlaust und dies und das, nur bei den Deutschen ist alles in Ordnung. Das mußte ich einfach als Provokation empfinden.«

Sprecherin: Dezember 1995: Bei Wein und Häppchen feiern die Vereinsmitglieder das fünfjährige Bestehen der Bibliothek. Und pflegen Verschwörungstheorien. Originalton Achim Günther:

Günther: »... sie ist eine der wenigen Opferorganisationen, die heute noch existiert und nicht von ehemaligen SED- oder Stasi-Mitarbeitern unterwandert wurde. Hoffen wir! An Versuchen dazu hat es nicht gefehlt.«

Sprecherin: Gemeint sind Wolfgang Templin und Xing-Hu Kuo. Auf der Feier hält unter anderem auch der Schriftsteller und Journalist Ulrich Schacht, im Beruf Chefreporter der Springer-Zeitung »Welt am Sonntag«, eine Rede. Schacht wird

sich ein Jahr später selber zum Vorsitzenden des Bibliothekvereines wählen lassen. Im Dezember 1995 spricht er:

Schacht: »Die westdeutsche Gesellschaft, das westdeutsche Sonderbewußtsein, die jetzt die ganze deutsche Gegenwart beherrschen, ist eine Gesellschaft feiger Demokraten. Sie tarnt es mit Liberalismus, aber sie zerstört die Grundlagen der Freiheit systematisch und wider besseres Wissen. Und ihre ganze nachgeholte Kampfbereitschaft gegen den Nationalsozialismus, der seit 50 Jahren tot ist, sozusagen, als praktische politische Bedrohung, ist nur der ganz große verheuchelte und unmoralische Trick, um abzulenken vom Versagen in der Gegenwart. Gedenkbibliothek heißt, auf dieses Versagen mit den Mitteln der Argumentation und des historischen Dokuments und der Zeugenschaft zu antworten. Wir müssen darum kämpfen, daß diese Antwort lange, laut im Raum stehen bleibt. Danke. « (Beifall)

Sprecher: Die Gedenkbibliothek für die Opfer des Stalinismus war eine Figur auf dem politischen Schachbrett geworden, wo um das Monopol der Aufarbeitung von DDR-Vergangenheit, um ihre politische Inbesitznahme gekämpft wird, und wo eine Instrumentalisierung von SED-Opfern stattfindet. Und bei der auch die historische Bewertung deutscher Geschichte politischen Zwecken dient. Der Historikerstreit der 80er Jahre - die Theorie, der Faschismus sei eine Reaktion zur Verhinderung des Stalinismus gewesen - findet hier seine Neuauflage.

Sprecherin: Veranstaltungen und Diskussionen in der Gedenkbibliothek unterstreichen das. Da werden unwidersprochen die deutsche Wehrmacht und die SS verteidigt, auch das nationalsozialistische Regime sei schließlich ein sozialistisches gewesen.

O-Töne aus Veranstaltungen: »... So wird die deutsche Wehrmacht, SS oder Wehrmacht ist egal, in den Schmutz gezogen ... « - »Ich glaube aber, daß man den Faschisten sehr unrecht tut, wenn man sie mit den Nationalsozialisten gleichsetzt. Denn einfach die Zahl der Toten, die war ja doch wesentlich geringer. Zwar hat Mussolini oder Franco seine politischen Gegner umgebracht, aber wenn wir von Millionen Toten reden, dann waren es eigentlich immer sozialistische Regime, das hat es sonst nie gegeben, ob das eben Hitler war -oder Lenin/Stalin oder ob das Mao war oder wer auch immer, der Sozialismus hat eigentlich immer diese massenhaften Ermordungen, diese Millionen Toten ... «

Sprecherin: Oder da kommt es zu Provokationen, wie die des ehemaligen Willi Stoph-Vertrauten und späteren SED-Dissidenten Hermann von Berg, der Robert Havemann als KGB-Agenten und die Gauck-Behörde als »Gauck-Stasi« bezeichnet.

Hermann von Berg: »Gauck-Stasi deckt Mielke-Stasi, ganz klar... Wir sind plötzlich die Agenten, und der KGB-Agent Havemann, der Landesverräter, wird von Gauck gedeckt. So läuft die Linie in Deutschland... Alle Akten der HVA in die Hände des BND! Wir sind ein Staat und kein waschlappiger Verein! «

Sprechen Zuständig für die Auszahlung öffentlicher Gelder an die verschiedenen Opferverbände in Berlin ist die Behörde des Landesbeauftragten für Stasi-Unterlagen, Martin Gutzeit. In einem Bericht an das Abgeordnetenhaus schreibt Gutzeit, daß eine »Weiterförderung der Gedenkbibliothek in der bisherigen Form nicht zu verantworten ist«. ... November 1996: Der Verein reicht beim Verwaltungsgericht Klage gegen die Streichung der Fördermittel ein. Die rechtsextreme Wochenzeitung »Junge Freiheit« nennt Martin Gutzeit wegen seiner Entscheidung »feige, opportunistisch und intrigant« und bezeichnet dessen Bericht als die »politisch-operative Verleumdungssprache von Stasi und Teilen des nordrhein-westfälischen Verfassungsschutzes«.

Sprecherin: Dezember 1996. Die Jahreshauptversammlung des Bibliotheksvereins findet in den Räumen der Berlin-Brandenburgischen Akademie statt. Der Autor dieser Sendung will als Chronist die Versammlung verfolgen. Es kommt zum Zwischenfall. Mehrere Anwesende verlangen vehement seinen Ausschluß. Ohne darüber zu entscheiden, ob die Versammlung öffentlich ist oder nicht, wird er von zwei Teilnehmern angefaßt, unter Anwendung körperlicher Gewalt und unter dem Beifall eines Teils der Versammelten sowohl aus dem Versammlungssaal als auch aus dem Akademiegebäude geworfen. Bei den beiden, die Hand anlegen, handelt es sich um Ulrich Schacht und um den Chef vom Dienst der rechtsextremen Wochenzeitung »Junge Freiheit«. ... Ulrich Schacht wird zum neuen Vereinsvorsitzenden bestimmt.

Konkret 05/97, S. 38

Irmgard Möller, Oliver Tolmein

»Es war ein wahnsinniger Zustand«

Was geschah in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1977 im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses Stuttgart-Stammheim?

Am Morgen des 18. Oktober 77 wurden die Gefangenen Jan Carl Raspe, Gudrun Ensslin und Andreas Baader tot in ihren Zellen gefunden. Irmgard Möller überlebte schwer verletzt. Mit ihr, die Ende 1994 nach fast 23 Jahren aus der Haft entlassen worden ist, hat Oliver Tolmein über die Gründe gesprochen, die sie in die RAF geführt haben, über die Geschichte des bewaffneten Kampfes in der Bundesrepublik, über die Zeit im Knast und die Erfahrungen nach der Entlassung. Unter dem Titel »RAF - Das war für uns Befreiung« erscheint dieses für die Geschichte der deutschen Nachkriegslinken wie für die Entwicklung des bundesdeutschen Repressionsapparates aufschlußreiche Gespräch in den nächsten Tagen im Konkret Literatur Verlag (272 Seiten, 32 Mark). Beginnend mit diesem Heft veröffentlicht KONKRET in drei Folgen Auszüge aus diesem Buch. Sie behandeln die Vorgänge in der Stammheimer Todesnacht, die diversen Versuche, zu rekonstruieren, was damals geschah, und die Folgen, die dieses 20 Jahre zurückliegende Ereignis für die Entwicklung der deutschen Linken gehabt hat

Die (von einem palästinensischen Kommando zwecks Freipressung der Gefangenen aus der RAF entführte Lufthansa-Maschine) »Landshut« ist dann schließlich, kurz nachdem Andreas Baader mit einem Beamten gesprochen hatte, den der Kanzleramtsminister Schüler geschickt hatte, erstürmt worden. Hast du das in der Nacht noch gehört?

Nein. Die letzten Nachrichten, die ich im Knastrundfunk hören konnte, liefen um zehn, elf Uhr abends.

Und dann wurde das Knastradio ausgeschaltet?

Ja, das war um elf zu Ende, spätestens.

Bist du dann ins Bett gegangen?

Nein. Ich hab dann noch gelesen. Das war nicht so einfach. Vor der Entführung ging abends jemand von den Wärtern rum und hat die Glühbirnen eingesammelt, während der Kontaktsperre haben sie einfach den Strom abgedreht. Ich brauchte also Kerzen. Den Plattenspieler habe ich mit Batterien betrieben, das ging. Ich wollte auf jeden Fall irgendwie wach sein, um die ersten Morgennachrichten um sechs Uhr zu hören. Ich war aber auch schon völlig übermüdet. Ich bin dann in der Zelle ein bißchen hin und her gegangen, um nicht einzuschlafen. Aber dann bin ich irgendwann doch weggedämmert.

Hattest du in den Nächten davor auch schon versucht, wach zu bleiben?

Ja. Ich hab total wenig geschlafen. Auch über Tag nicht, keinen Mittagsschlaf oder so was. Ich war auch körperlich total ausgezehrt, von den Hungerstreiks in den Wochen vorher und weil ich das Anstaltsessen auch nicht gegessen habe und eben auch nichts anderes hatte, weil uns sämtliche Zusatzeinkäufe von Obst verboten worden waren. Ich hatte überhaupt keine Reserven mehr, um irgendwie aktiv zu bleiben, was es ja auch erleichtert, wach zu bleiben. Ich habe dann nachts ziemlich spät noch mal nach Jan [Carl Raspe] gerufen. Die Zelle, in der ich damals lebte, war etwas ausgetreten unten, und wenn man sich ganz platt auf den Bauch gelegt hat, dann konnte man unter der Außenverriegelung durchrufen, also es war dann sehr gedämpft. Jan war mir gegenüber, ein paar Meter getrennt auf der anderen Seite. Und er hat mich auch gehört und reagiert. Ich hab gesagt: He; um einfach auch zu wissen, was ist. Und danach hab ich mich unter die Decke gelegt und bin dann irgendwie eingeschlafen. Wann, hab ich natürlich nicht geguckt, das war irgendwann im Lauf der nächsten Stunden ...

Wie ging's dann weiter?

Meine erste Wahrnehmung war ein starkes Rauschen im Kopf, während mir im Umschlußflur unter ganz grellem Neonlicht jemand meine Lider hochzerrte; viele Gestalten standen um mich herum und haben mich irgendwie angefaßt. Und dann hab ich eine Stimme gehört, die sagte: »Baader und Ensslin sind tot.« Anschließend habe ich wieder das Bewußtsein verloren. Das nächste Mal bin ich erst Tage später, im Krankenhaus in Tübingen, wieder richtig zu mir gekommen. Ein Staatsanwalt stand neben meinem Bett und wollte wissen, was passiert sei. Meine Anwältin durfte erst einen Tag später zu mir. Von ihr habe ich dann gehört, daß auch Jan tot ist. Sie hat mir auch berichtet, daß die »Landshut« erstürmt worden ist und daß alle vom Kommando Martyr Halimeh bis auf eine Frau [Souhaila Andrawes] dabei erschossen worden sind. Von meiner Anwältin habe ich erfahren, daß sie die ganze Zeit erfolglos versucht hatte, zu mir durchzukommen.

Aber wenn ich jetzt erzähle, was sie mir damals berichtet hat, gibt das den Charakter des Gesprächs nicht wirklich wieder. Du mußt dir vorstellen, daß das nach wochenlanger Kontaktsperre wieder mein allererster Kontakt mit jemandem war, dem ich vertraute. Zudem war ich schwer verletzt. Und wir hatten gerade mal eine Stunde Zeit. Ich lag auf der Intensivstation für Brandverletzte, alles war gekachelt und steril, ich war an Apparate angeschlossen, die vor sich hin gurgelten, hatte

wahnsinnige Schmerzen, überall waren Bullen, sogar die Ärzte auf dieser Intensivstation in Tübingen wurden streng überwacht.

Was für Verletzungen hattest du genau?

Das wußte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Das hat mir erst später ein Vertrauensarzt, also kein Knastarzt gesagt. Von vier Stichen in die Brust hatte einer den Herzbeutel getroffen und die Lungen verletzt, die voll Blut gelaufen waren. In Tübingen mußte man mir den ganzen Brustkorb aufschneiden und eine Drainage legen, um alles, auch die Wundflüssigkeit, abzusaugen. Der Stich war mit großer Wucht ausgeführt worden und ist sieben Zentimeter tief eingedrungen. Er muß durch die Rippen gestoppt worden sein, denn in einer war eine Kerbe.

Auf der Intensivstation lag ich knapp eine Woche; dort hat eine Krankengymnastin mir das Atmen wieder beibringen müssen. Ich hatte starke Beruhigungs- oder Betäubungsmittel eingeflößt bekommen und kann mich an diese Tage kaum noch erinnern. Aber ein Bild hat sich mir eingebrannt: In diesem riesengroßen Raum saßen Tag und Nacht zwei oder drei Bullen mit sterilisierten Mänteln, Mützen und Überschuhen, während vor den Fenstern mit MPs bewaffnete Uniformierte patrouillierten. Am Ende der Woche wurde ich mit dem Hubschrauber ins Gefängniskrankenhaus auf den Hohen Asperg gebracht. Dort lag ich dann vier Wochen. Ich konnte lange nicht laufen und hatte noch jahrelang Schmerzen beim Atmen, Husten, Auf-der-Seite-Liegen und sogar beim Lachen.

Ist denn die Waffe gefunden worden, mit der dieser Stich erfolgt ist?

In der offiziellen Version heißt es, daß mit dem Knastmesser zugestochen worden wäre, aber das kann nicht stimmen, weil der Stich ziemlich tief war.

Mit einem Messer. mit dem man sich normalerweise die Butter aufs Brot schmiert?

Ja. Gefunden wurden in der Zelle nur ein Knastmesser und eine Schere. Andere Sachen waren da nicht.

Die gehörten auch tatsächlich dir?

Die gehörten zum Knastinventar, ja.

War das eine spitze oder stumpfe Schere?

Das war eine kleine Schere zum Zeitungausschneiden, die in einer Ecke lag. Aber um die ging es ja nicht, sondern um dieses stumpfe kleine Messer.

Hast du oder haben deine Anwälte mal mit den Ärzten gesprochen, ob das Messer. das du hattest, für so einen Stich überhaupt getaugt hätte?

Sie haben damals versucht, mit den Ärzten und dem Pflegepersonal zu sprechen, sind aber immer an verschlossene Türen gestoßen. Offensichtlich war es verboten worden, mit meinen Anwälten zu reden. Einzelne Krankenschwestern haben immerhin versucht, ihnen Nachrichten zukommen zu lassen. Aber das hat kaum geklappt. Das Personal hatte Angst. Und die Anwälte waren auch eingeschüchtert. Es ist damals eine Vielzahl von Verfahren auch gegen unsere Verteidiger geführt worden - es waren also keine guten Voraussetzungen, irgend etwas aufzuklären. Ich selbst habe mehrmals versucht, an die Akten und die Unterlagen ranzukommen - erfolglos.

Was ist mit den Röntgenbildern passiert?

Ich habe sie nie gesehen. Jahre später, als ich noch immer beim Atmen Schmerzen hatte, wollte sich der Knastarzt in der JVA Lübeck die Bilder ausleihen. Wir dachten, von Knastarzt zu Knastarzt müßte das gehen. Aber Fehlanzeige: Die Knastklinik auf dem Hohen Asperg hat die nicht rausgerückt, auch nicht das Lazarett in Stammheim.

Wann hast du das erste Mal erzählt, was du in dieser Nacht erlebt hast?

Zuerst habe ich mit meinen Anwälten darüber geredet, und dann habe ich meine Aussage vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß gemacht.* Das war am 16. Januar 1978. Eigentlich wollten sie mich schon im Dezember 1977 vorladen - aber da war ich noch zu schwach, außerdem befand ich mich gerade im Hungerstreik, weil ich unbedingt sofort mit den anderen von uns zusammengelegt werden wollte. Dieser Streik war furchtbar. Mir ging es sowieso schlecht, ich lag dann in Knastklamotten auf einer Matratze auf der Erde und wurde ununterbrochen bewacht. Es war ein wahnsinniger Zustand. Und da hinein kam ein Abgeordneter vom Untersuchungsausschuß und meinte, ich sei verpflichtet auszusagen und sollte mich so um den 8. Dezember herum bereithalten. Die Aussage von mir sollte außerdem unter Ausschluß der Öffentlichkeit erfolgen. Ich habe geantwortet: So mache ich das überhaupt nicht. Und dann haben sie mir als nächsten Termin Januar 1978 vorgeschlagen. Und da bin ich auch hingegangen.

Warum?

Weil ich aussagen wollte und zwar öffentlich -, was in dieser Nacht passiert ist.

Erzähl doch von der Anhörung.

Es war enorm viel Presse gekommen. Die Anhörung fand in dem Saal statt, wo vorher der Prozeß stattgefunden hatte. Es gab also etwa 200 Plätze, und die waren restlos belegt. Dann habe ich die Fragen beantwortet, die mir gestellt wurden. Das Protokoll davon kann man auch nachlesen [in: Piet Bakker Schut, *Todesschüsse, Isolationshaft, Eingriffe in das Verteidigungsrecht,* Hamburg 19951. Die Akten des Untersuchungsausschusses habe ich bis heute nicht erhalten. Ich habe nicht mal in dem Protokoll meiner Aussage Sachen ändern, ergänzen oder korrigieren können, weil mir das auch niemand vorgelegt hat. Die gedruckte Fassung ist deswegen nicht wörtlich autorisiert und auch nicht vollständig.

Wie war die Situation für dich? Du bist also aufgewacht nach dieser Nacht und warst sehr schwer verletzt. Was hast du gedacht?

Bei mir ging erst mal alles durcheinander. Da war dieser ungeheure Schmerz, daß die anderen nicht mehr da sind. Ich hatte aber auch keine Zeit, richtig zu trauern, denn ich mußte versuchen, mit der Situation klarzukommen. Ich habe also überlegt, was es für Hinweise gegeben hatte, daß die Situation so eskalieren würde. Ich wollte mir das wenigstens erklären. Es hatte über die Jahre immer wieder Morddrohungen gegen Andreas gegeben, Ulrike war tot - wir hatten gewußt, daß so ein Mord passieren könnte. Wir haben uns nie vorgestellt, daß wir im Knast sicher sind. Das war einer der Gründe, warum wir uns, um uns gegenseitig schützen zu können, nicht trennen lassen wollten. Aber zu wissen, daß sich so was ereignen kann, ist doch etwas ganz anderes, als es dann tatsächlich zu erleben. Da mußte ich alleine damit fertig werden. Das war ein totaler, ein betäubender Schmerz, der stärker war als die Angst, daß man es bei mir noch mal versuchen würde.

Dann hab ich versucht, so gut ich konnte, an Informationen heranzukommen. Das hat in dieser Zeit meinen Tagesablauf bestimmt. Es war enorm schwierig, weil ich keine Zeitungen hatte, die Akten nicht bekam und auch kein Besuch zu mir durfte. Die Anwälte kamen zwar, aber wir hatten nur Zeit, das Allernotwendigste und Allerdringlichste zu besprechen. Ich hatte ja auch nichts, um nachzugucken. Auf dem Hohen Asperg haben sie die Kontaktsperre für mich dann Ende Oktober aufgehoben. Aber mein Radio wurde mir nicht ausgehändigt, weil es mit Netzteil und Kabel versehen war und die Gefängnisleitung meinte, das wäre zu gefährlich, weil ich dieses Kabel benutzen könnte, um mich aufzuhängen. Unter dem Vorwand, daß ich mich umbringen wollte, ist mir a es en zogen worden. Ich hatte nichts mehr. Und damit hatte ich gerade in dieser Zeit, wo es noch am meisten Informationen gab und wo ich so dringend versucht habe, etwas zu erfahren, keinen Zugang zu Nachrichten. Ich blieb abgeschnitten von der Welt.

Hattest du auch keine Zeitungen? Mit denen kann man sich ja schlecht umbringen.

Aus den Zeitungen wurden alle Texte, die sich mit Stammheim oder mit der »Landshut«-Entführung im weitesten Sinne beschäftigten, rausgeschnitten. Das hab ich, etwa zwanzig Jahre später, als ich rausgekommen bin, in einer Kiste aus der Habe wiedergekriegt. Das heißt: Von den Zeitungen habe ich damals kaum mehr zu sehen bekommen als den Sportteil und ein paar Fetzen vom Feuilleton.

Hast du dir denn keine Texte oder Informationen über die Verteidigerpost Zukommen lassen können?

Die Anwälte haben mir nichts geschickt, nein. Sie hatten Angst, daß das sofort wieder als Info-System illegalisiert wird. Das war angesichts des aufgeheizten Klimas auch eine berechtigte Befürchtung. Zwei Anwälte waren schon im Knast hier, und Klaus Croissant saß in Frankreich in Auslieferungshaft.

Wann hattest du dann wieder mit jemandem aus deiner Gruppe Kontakt?

Ganz lange nicht. Ich hatte große Sehnsucht, mit den anderen, aber besonders mit Nina (Ingrid Schubert) zusammenzusein. Während ich auf dem Hohen Asperg lag, hörte ich eines Abends aus einem weit entfernten Radio einen Nachrichtenfetzen: Ingrid Schubert habe sich in Stadelheim erhängt. Ich war wie betäubt. Das war am 12. November. Sofort hieß es wieder »Selbstmord«, obwohl alle Fakten dagegen sprachen.

Ich hab dann viel später ihre Briefe aus den letzten Wochen gelesen und wie sie beschreibt, daß man sie am Morgen des 18. Oktober überfallen und gewaltsam gynäkologisch untersucht habe. Und ihre Pläne für die allernächste Zukunft: Sie wollte wieder mit uns zusammenkommen. Aus der öffentlichen Diskussion ist sie so gut wie rausgefallen, weil sie nicht in Stammheim gestorben ist und weil es trotz all der Auffälligkeiten niemanden gab, der ihren Tod weiter untersucht hatte. Die Akten wurden 78 geschlossen.

In der ganzen Zeit warst du allein?

Ja, auf dem Hohen Asperg war gleichzeitig aber noch Günter (Sonnenberg) in einer anderen Abteilung, zu ihm konnte ich keinen Kontakt aufnehmen. Es gab nur Wärter um mich, einer oder zwei saßen ununterbrochen in meiner Zelle vor meinem Bett und haben mich beobachtet. Für das Klima ist bezeichnend, daß sie mich außerdem noch filzen wollten, bevor ein Anwalt kam. Ich erinnere mich genau, wie ich da mit einem Operationshemdchen mit Flügelschleifen hinten lag, und das sollte ich auch noch ausziehen und meine Haare betasten lassen, bevor ich im Rollstuhl zur Besuchszelle gefahren wurde. Da hab ich mich geweigert. Einmal hatte ich im Bett eine Skizze der Stammheimer Zellen gemacht, um dem Anwalt zu erklären, wer wann wohin verlegt worden ist. Da haben sie sofort ans Gericht gemeldet, ich würde Befreiungspläne aushecken ...

Und Besuch hattest du sonst keinen?

Nein, erst Ende des Jahres 77 kam meine Mutter. Sie war über die Situation sehr erschrocken. Die allermeisten Besuchsanträge wurden abgelehnt. Später hat mich Christian Geissler besucht.

Als Anfang 78 das neue Gesetzespaket durchging, in dem die Trennscheibe bei Anwaltsbesuchen eingeführt wurde, haben wir lange keine Besuche mehr empfangen, um die Trennscheibe wenigstens bei überwachten Besuchen wegzukriegen: Dafür gab es kein Gesetz, das haben die Knäste intern verfügt, bei allen Arten von Besuchen die Trennscheibe einzuführen.

In dem Interview, das wir im April 1992 in Lübeck gemacht haben, hast du erzählt, daß du dann eine Zeitlang in einer Zelle gefangen warst, in der es statt einer Tür nur Gitterstäbe gab. Wann war das?

Um den 20. November 77 rum bin ich nach Stammheim zurückverlegt worden. Dort landete ich in einer Zelle, die keine Tür hatte, sondern nur ein Gitter. Ich saß da wie im Tigerkäfig. Dann hab ich sofort, was sollte ich sonst machen, das Essen verweigert. Nach etlichen Tagen wurde schließlich eine Tür eingebaut, die allerdings in der Mitte, wo sonst die Essensklappe ist, ein großes Loch hatte. Als die Wärter bemerkten, wie unbequem ihnen das ununterbrochene Davorstehen wurde, haben sie dein Knasttischler den Auftrag gegeben, ein etwa zwanzig Zentimeter hohes Podest zu bauen. Darauf saßen sie dann auf Stühlen und schauten durch das Loch, wie ich auf meiner Matratze lag. Und wenn ich aufgestanden bin, um aufs Klo zu gehen, mußten sie auch aufstehen und den Kopf ins Loch stecken.

Wenn umgekehrt ich durch das Loch raussehen wollte, zum Beispiel wenn andere zum Hofgang gebracht wurden, haben sie sich davorgestellt. Und als ihnen das zu mühsam wurde, haben sie so eine Art Maulkorb, also ein nach außen gestülptes Gitter anbringen lassen, vor das ein schwarzes Tuch gehängt war, das sie anheben konnten, aber ich nicht. Ich befand mich also ununterbrochen in Sichtweite und vor allem auch in Hörweite. Ich hatte kein Radio, also keine Möglichkeit, mich akustisch abzulenken, und mußte deswegen immer noch mithören, was die redeten. Das empfand ich als zusätzliche Quälerei. So einem nichtssagenden Geplauder ausgesetzt zu sein, und das auch noch von Leuten, die dich unter Kontrolle halten sollen. So ging das lange Zeit, bis dann Gerichtsbeschlüsse die Überwachungsintervalle etwas geändert haben. Ich wurde nicht mehr permanent beobachtet, sondern »nur« noch alle drei Minuten. Dann nur noch alle fünf, schließlich alle zehn Minuten. Wenn ich duschen wollte, saßen sie aber immer noch daneben. Und wenn ich mir den Pony schneiden wollte, war das nur unter Aufsicht von drei Beamten zu bewerkstelligen, die Schulter an Schulter mit mir standen, um mir die Schere wegreißen zu können. In dieser Zeit hatte ich auch kein Messer in der Zelle, nicht mal eines aus Plastik. Mein Essen wurde vor der Tür zerkleinert, und ich konnte es dann mit einem Löffel zu mir nehmen, den ich dann wieder abgeben mußte. Die alltäglichen Dinge, die jeder Mensch, auch jeder Gefangene ganz selbstverständlich machen konnte, waren mir verboten.

Dazu kam, daß nachts permanent Licht brannte, die ersten Monate grelles Blaulicht und bis Mitte 1980 so 25-Watt-Birnen, zu hell zum Schlafen, zu dunkel zum Lesen. Zellenrazzien waren außerdem noch jeden Tag. Und bei jedem Verlassen der Zelle mußte ich mich vorher und hinterher nackt ausziehen, egal, wohin es ging, aufs Dach zum Hofgang, zum Arzt, zum Besuch.

Wann wurden deine Haftbedingungen wieder »normal«?

Normal nie. Ein bißchen normaler nach zwei Jahren. Da habe ich einen Plastikspachtel auf meine Zelle bekommen, den ich auch behalten durfte. Neben dein Löffel, den ich da auch schon in Dauerbesitz hatte, war das der einzige Gegenstand, mit dem ich etwas machen konnte. Du machst dir ja keine Vorstellung, was du täglich alles für kleine Gerätschaften brauchst. Jetzt merkte ich es, weil ich das alles nicht mehr hatte, sondern völlig auf meine Finger und Zähne angewiesen war. Ich habe zum Beispiel früher oft Artikel aus dem Feuilleton und dem Wirtschaftsteil der Zeitung ausgeschnitten - jetzt mußte ich die Seite fein säuberlich falten und falzen, dann sorgsam an ihr reißen, um den Artikel nicht zu beschädigen. Mach das mal bei zehn Texten am Tag. Das dauert und nervt.

Die Situation war aber auch sonst ziemlich gespenstisch. Ich hatte ja keinen Hofgang, durfte aber schließlich ein paar Schritte am Tag auf dem Dach machen. Und als ich dorthin geführt wurde, mußte ich an unserem alten Trakt vorbei, wo jetzt ein Haufen BGSler in Uniform mit Knobelbechern rein- und rausging und mit Sachenzusammenpacken beschäftigt war. Einmal sah ich welche, die packten Kartons und legten irgendwelche Hosen von Andreas in einen Karton, und ich mußte das mitansehen.

---

*Der Baden-Württembergische Landtag hatte einen Untersuchungsausschuß zur Aufklärung der Todesumstände eingesetzt, der sich allerdings in entscheidenden Fragen, etwa wie die Waffen in die Zellen gekommen sein sollen, nur auf »gesicherte Erkenntnisse« der Bundesanwaltschaft stützte. 79 Zeugen und Sachverständige wurden vernommen, wobei die Mitglieder des Krisenstabes über die dort geführten Gespräche und getroffenen Entscheidungen nicht befragt werden durften. Wie zweckgeleitet der Untersuchungsausschuß arbeitete, ist daraus zu ersehen, daß er keinen der Zeugen fragte, ob die Zellen

der Stammheimer Gefangenen 1977 noch abgehört wurden. Er wartete mit seinem Abschlußbericht, der die Selbstmordversion stützte, nicht einmal, bis wenigstens die Ergebnisse der kriminaltechnischen Untersuchungen vorlagen.

Konkret 05/97, S. 41

Robert Kurz

In diesem Sinne - Ich & Co.

Scheinbar ist es bloß wieder Trick 17.» VW gründet eine externe Zeitarbeitsfirma, um mit deren Leiharbeitern eigene Produktionen zu fahren und den Haustarifvertrag zu unterlaufen. Und das gewerkschaftliche Co-Management lächelt dazu ein wenig säuerlich. Wie das halt gewohnheitsmäßig so läuft in einer Firma, deren Menschenmaterial sich bereits rege an einem Ideenwettbewerbfür eine eigene Wegrationalisierung beteiligt hat. Aber hier geht es keineswegs bloß um eine weitere Episode im endlosen gewerkschaftlichen Rückzug. Vielmehr haben wir es mit einer Metamorphose der kapitalistischen Mikroökonomie zu tun. Die Auslagerung von Produktionsfunktionen auf selbständige Unternehmen geht allmählich in eine völlige Auflösung und Neuzusammensetzung der betriebswirtschaftlichen Struktur über: Die Rationalität des Plusmachens soll nicht mehr von der Chefetage aus durchgesetzt, sondern auf allen Ebenen verinnerlicht werden.

Das Ziel ist die »fraktale Fabrik« (H.J. Warnecke). Nach dem chaostheoretischem Prinzip der Selbstähnlichkeit hat nicht nur jede Abteilung als »Profitcenter« die eigene Plusmacherei ständig zu kontrollieren und als »Unternehmen im Unternehmen« mit allen anderen Abteilungen kostensenkend zu konkurrieren, sondern auch jedes Individuum. Die ohnehin schon durch den Individualisierungsschub der 80er Jahre entsolidarisierten Lohnarbeiter, vom Modesoziologen Ulrich Beck zu Monaden ihrer kapitalistischen Chance in der »Risikogesellschaft« geadelt, dürfen sich gleich doppelt als Unternehmer fühlen: erstens im »Selbstmanagement« als Anbieter ihrer Arbeitskraft und zweitens als unternehmerisch denkendes »Fraktal« in der Maloche für den göttlichen Selbstzweck des Kapitals. So lautet die frohe Botschaft der Enthierarchisierung: » Tu was du willst, aber sei profitabel« (P. Kern).

Das ungefähr ist es, was nicht nur bei VW als »lebendes Unternehmen« verstanden wird: betriebswirtschaftliche Selbstorganisation und Selbstoptimierung der »Beschäftigten« nach dem Prinzip von »Ich & Co. « (W. Bridges). Die Mitarbeiter, so der Chef von Siemens-Nixdorf in einem Interview mit der » Woche«, sollen von selbst kommen und sagen: »Ich glaube, ich schaffe nicht wirklich Mehrwert. Könnt Ihr mir helfen ?« Jeder seine eigene Zeitarbeitsfirma - der alte Traum des Utilitarismus. Ob die Sache funktioniert? Man sollte nie vergessen, daß der Ursprung der modernen Fabrik im 18. Jahrhundert das Irrenhaus war.

Konkret 05/97, S. 41

Heiner Möller

In diesem Sinne - Der antideutsche Euro

Ich bin ein deutscher Nationalist. Ich bin nämlich gegen den Euro. Der Euro, so erfahre ich täglich aus der »jungen Welt« und von Joschka Fischer aus der »Zeit«, ist ein antinationales Projekt. Ers greift ihn als Fessel deutscher Expansionsgelüste, der zweite als »Abschied vom europäischen Nationalstaat im Zeitalter des Globalismus«. Donnerwetter, und ich habe bislang gedacht, der Euro sei vor allem ein deutsch-französisches Hegemonialprojekt und soll die führenden kapitalistischen Staaten Europas für die Weltmarktkonkurrenz zu Lasten anderer Nationen fitter machen.

Der Euro als Terrain der Entscheidungsschlacht zwischen »Europäisierung Deutschlands oder Germanisierung Europas«? Das stammt nicht von Kohl, sondern von Elsässer. Das ist die Verrealpolitisierung linken Denkens. Den DGB Chef Schulte, weil eurokritisch, bezichtigt er des Verrats an der internationalen Arbeiterklasse, für die anscheinend der Euro gedacht ist. Fischer will den Euro, weil er regieren will. Trittin als linke Ergänzung zu Fischer teilt dessen Liebe zum »Rheinischen Kapitalismus«. Mit Kohls Zustimmung zu Maastricht und der Währungsunion sei »der bessere Teil des bundesrepublikanischen Erbes verteidigt worden«. Verteidigt! Und ich hatte gedacht, daß Maastricht ein nützliches Zugeständnis zur Durchsetzung der deutschen Wiedervereinigung gewesen ist. Trittins Maastricht soll das Gegenteil eines neoliberalen Projekts sein, ein »Akt politischer Gestaltung«. Das kommt dabei raus, wenn man unbedingt Realpolitik machen will, die Sprache aber links bleiben soll: »Warum sollten sich also gerade Linke in die Reihe der DM-Fetischisten einreihen?« Bin ich gegen den Euro, bin ich also für die D-Mark?

Das gefiel Elsässer so gut, daß er realpolitische Subversionsstrategien entwickelte. Den »Schuldenkönig« Waigel will er in eine die Konvergenzkriterien aufweichende Währungsunion zwingen. Eine weiche Währungsunion? Hat er sich fein ausgedacht, der Waigel, sein Erstes Gebot »Drei ist Drei«. Alle glauben's, selbst seine Kritiker. Ab 3,1 Prozent ist der Euro also kein neoliberales, kein deutsches Projekt mehr, sondern die Überwindung der DM-Zone. Wer sich mehr als die Propagandisten der staatlichen Austeritätspolitik vor » Unruhen auf den Finanzmärkten« fürchtet, dem bleibt nur Kohl als Hoffnungsträger. Große Koalition gefällig? Für einen antideutschen, linken Euro? Mein Vorschlag zum 1. Mai: Italien und Griechenland rein in die Währungsunion, Albanien dazu, die Lira wird der Euro, der Sitz der Europäischen Zentralbank geht nach Tirana. Baut viele Pyramiden!

That's real policy.

Konkret 05/97, S. 41

Michael Schilling

In diesem Sinne - Die Deutschenfrage

Von der halben Million deutscher Staatsbürger, die von den Nürnberger Gesetzesmachern - unter ihnen ein späterer Staatssekretär von der CDU im Bonner Kanzleramt - der »jüdischen Rasse« zugezählt wurden, haben knapp 300, 000 dem erwachenden Deutschland entkommen können. 200. 000 wurden ermordet. Die 15. 000 Überlebenden wurden abgefunden, den Entkommenen eine neue Heimat finanziert, und beschwerte sich einmal ein anderer Staatssekretär von der CDU im Bonner Kanzleramt, daß die Juden immer angerannt kamen, wenn sie in deutschen Kassen Geld klimpern hören, mußte er seine Karriere in einem anderen Staatsamt fortsetzen. Es besteht unter den ehrenwerten Bürgern des Landes kein Zweifel, daß die Verbrechen der Väter aufs Ehren werteste bewältigt, aufgearbeitet, betrauert und also überwunden sind. Alles, was wieder gutzumachen war, ist wiedergutgemacht, und mit den 15. 000 Juden wollte man schon irgendwie zurechtkommen.

Doch was geschieht? 1990, keiner denkt an was Böses, zieht ein Bolschewist den Eisernen Vorhang hoch und gibt den Juden, die in Osteuropa überlebt haben, den Weg frei, im Land ihrer einstigen Peiniger ein besseres Leben zu suchen. 60. 000 sind seitdem nach Deutschland gekommen, 130. 000 weitere haben Anträge gestellt, 90. 000 Anträgen wurde stattgegeben. Möcht sein, in Deutschland werden irgendwann wieder halb so viele Juden leben wie 1933. Haben die Deutschen dafür die Endlösung erst betrieben und dann bewältigt, daß sie das Ziel ihrer Anstrengungen: das Land von Juden frei zu machen und dann zu halten, doch nicht erreichen sollen? Nein, sagt Julius Louven in einem Papier des Arbeitskreises Arbeit und Soziales der CDU/CSU-Fraktion, man muß die Einwanderung jüdischer Emigranten aus Rußland »zahlenmäßig begrenzen«. Sein Kamerad Zeitlmann, innenpolitischer Sprecher der CSU-Landesgruppe, kommt der Sache auch sprachlich hautnah: »Das humanitäre Kontingent für Juden kann nicht endlos weiterlaufen. « Eine Lösung der Endlosigkeit der Judenfrage tut not.

Fußnote: Es gebe, meint Zeitlmann, in den GUS-Staaten einen »schwungvollen Handel mit gefälschten jüdischen Abstammungsurkunden«. Müßte der Gefahr, daß einmal Arier mit gefälschten Judennachweisen hereingelegt werden, nicht durch rassenkundliche Fortbildung der Grenzschützer begegnet werden? Erteilt von einem Staatssekretär im Bonner Kanzleramt oder wenigstens von einem Abgeordneten der CDU/CSU-Fraktion?

Konkret 05/97, S. 44

Rayk Wieland

Kunst & Gewerbe

Werbung, Reklame, PR

und alles dazugehörige semikreative Handlangergewerke, wo Geld steckt, das mehr Geld hecken soll und zu dem Zweck jeden Müll umhudelt zu was Begehrenswertem, sind, von Zeit zu Zeit sei dran erinnert, Fortsetzung des Faschismus mit anderen Mitteln - ja, doch. Faschismus nicht unbedingt im Dimitroffschen Sinn, sondern in einem übergreifenden ästhetischen, nämlich der Inszenierung einer Leere, eines Nichts, einer vollkommenen und perfekten, auf irgendeine fixe Idee fixierten »Philosophie«, in welcher der einzelne Mensch nur als Appendix beschränkter Geschäftsvorgänge und die Gesellschaft nur als Zielgruppe existiert. Wer ein besseres Wort für derlei frivol-aggressiven Imperialismus, für ausgemachtes Söldnertum, für die Exekution irgendeines Umsatzes und die Manipulation von Massen zu dem Zweck, einen Tinnef zu präferieren, für bedingungsloses Handeln auf Anweisung, für geistlose Begeisterung u.dgl. lukrative und tipptopp angesehene Fisimatenten mehr weiß, nehme dieses, es bleibt der gleiche glänzende Dreck. Der sich - nachdem er die Strecke von der reinen Produktanpreisung über die Verzauberung des Banalen resp. die Antizipation des quasi Idyllischen bis hin zur noch gegenwärtigen ironischen Reflexion und despotischen Omnipräsenz zurückgelegt hat - mittlerweile ungeniert bei den Parolen und Emblemen, Bildern und Traditionen der einst mächtigen kommunistischen Weltbewegung bedient: als seien deren politische Propaganda und die blöde Kaufreizerzeugung nunmehr ununterscheidbar ineinander übergegangen bzw. im Grunde immer ein und dasselbe gewesen; als habe das Marketing diese vormals verteufelte Ideologie nun ursupiert, substituiert und sich nebenbei selbst als universelle Kommunikationsform erwiesen.

Mit »Twingo«

und nicht: Django - »zur Sonne, zur Freiheit« bewirbt etwa die Fa. Renault ihren motorisierten Einkaufswagen mit offener Dachluke, das bekannte Spanienkämpferlied persiflierend und womöglich dabei an einen älteren SPD-Slogan anknüpfend, der »Brüder, zur Sonne, zur Freizeit« lautete. Natürlich geht die Fahrt heute mitnichten zu den Internationalen Brigaden, sondern irgendwohin ins Grüne, Blaue, und natürlich handelt sich's beim Twingo nicht um ein kommunistisches Betriebsauto. Im Gegenteil erscheint die Liedzeile als einem historisch abgetanen und offiziell diskreditierten *Milieu* zugehörig, dessen einstiger Anspruch in ein zeitgenössisches Image überführt wird. Eine durchaus neuartige Frivolität hat aus dem Ernst der damaligen politischen Auseinandersetzungen, der eine eigene künstlerische Folklore begründete, eine Einkaufsspaß-Parole generiert, wobei das eine mit dem anderen anscheinend nichts mehr gemein hat und allenfalls einen ironischen Verweis erlaubt. An die Stelle der Brüderlichkeit ist ein preiswerter Kleinwagen getreten, an die Stelle der unerschwinglichen Ideale das erschwingliche Blech. Beides, behauptet der Slogan, ist austauschbar bzw. ist bereits ausgetauscht worden. Die Geschichte hat für Renault gearbeitet.

Auch Lenin

dem die Deutsche Post Vorbild für die kommunistische Verwaltung war und der heute häufig in einem Atemzug mit Hitler und Stalin genannt wird, wenn es um die verabscheuungswürdigsten Gestalten der Geschichte geht, eignet sich als Werbeträger - er mag, der PR-Kampagne zufolge, den Golf Joker »mit einer feudalen Ausstattung« und »kapitalen Extras zu revolutionären Preisen«. Das Plakat zeigt ihn in einer Art zeitgenössischem Druck mit wehendem Mantel und in die Zukunft gerichtetem Arm, nicht als Fotografie, die dem im Hintergrund parkenden roten Golf Joker vorbehalten bleibt.

An der Oberfläche findet sich hier zunächst die simple Karikierung kommunistischer Volksbeglückungs-Ambitionen, dahinter aber vollzieht sich eine Anspruchsübertragung, die insinuiert, daß die Ziele der Oktoberrevolution bei Volkswagen verwirklicht seien, daß unabhängig davon, was die Kommunisten immer deklarierten, ihnen im Grunde auch bloß das Geschäftemachen am Herzen gelegen habe und daß sie sich nun zu Marktwirtschaft und Monopolismus bekennen würden.

Die bizarre Konstruktion derartiger Affinitäten enthüllt ihre eigentliche Demagogie, ruft man sich in Erinnerung, daß es bekanntlich Hitler gewesen ist, der seinerzeit den Auftrag zum Bau eines Volkswagens gegeben hat und somit viel eher als die Bolschewiki als Werbeträger in Betracht käme. Interessanterweise kommt er das aber (noch) nicht, obgleich die Zeitschrift Ti*tanic* in einer Parodie dieser Anzeige Lenin nicht nur Stalin und Hussein, sondern auch den »Diktator« Hitler (»Arische Extras zu Volkssturmpreisen«) beigesellte - offenbar hier eine gewisse Verwandtschaft unterstellend. Allerdings verkennt diese Extrapolation, daß VW, im Unterschied zu Benetton, nicht mit beliebigen Grotesken Aufsehen erregen möchte, sondern mit einer ironischen Denunziation und Indienstnahme des einstigen weltgeschichtlichen Rivalen, der nach jahrzehntelanger Ikonisierung für die Belange der Menschheit nun als Imagelieferant für die Wolfsburger Automarke

Anstellung gefunden hat.

Die Mode

und die Häufung kommunistischer Accessoires in der aktuellen Reklame ist auch in der Mode Mode. Die Fa. Diesel (»For Successful Living«) läßt im dänischen Frauenjournal »Damernes Verden« ein Ulrike Meinhof entfernt ähnelndes Model als »Revolutionens moder« (Mutter bzw. Moden der Revolution) »revolutionäres Outfit« vorführen. Die Fotostory endet mit dem Tod von Ulrike Meinhofs successful *living* in Stammheim: »Hier nahm sie sich das Leben. Ihr blankes Diesel-Hemd aus 100 Prozent Polyamid ist lila und hat ein gelbes Würfelmuster. Der Preis für dieses Teil, das von den siebziger Jahren inspiriert ist, beträgt 699 Kronen.« Präsent ist Diesel dito bei noch epochaleren Ereignissen, den sog. »Diesel Historical Moments«, wie z.B. der Konferenz von Jalta, wo Diesel-Models die bekannten Staatsoberhäupter der Antihitler-Koalition fotogen umschmiegen.

Ein »Mode Special« der »Süddeutschen Zeitung« konfrontiert diverse *Kreationen* mit Lehrsätzen Mao Tse-Tungs, laut denen z.B. den Volksmassen eine unbegrenzte Schöpferkraft innewohne. Dieser *spielerische Umgang* mit sog. Ideen der Zeit ist bekannt aus den siebziger Jahren, wo, angefangen mit che Guevaras sternverzierter Kopfbedeckung, allerlei Uniförmchen und Symbölchen up *to date* waren. Nur sind heute weit und breit keine Bewegung und auch kein *Trend* in Sicht, die mit Revolutionen und so was am Hut hätten.

Wo ein Trend ist

der nun gar nichts mehr bedeutet, ist auch die »Taz« zur Stelle, die seit einigen Wochen ganz ambitionierte, schwerrevolutionäre Image-Anzeigen schaltet, in denen die Leser aufgefordert werden, Genossenschaftsanteile zu erwerben. Illustriert sind diese Anzeigen mit rötlichen holzschnittartigen Figurationen, die aus der Zeit der Mitteldeutschen Aufstände oder der 20er Jahre in der Sowjetunion (Rosta-Fenster) stammen könnten. Die martialisch überzeichneten Personen blicken in der Regel nach links oben, und die Slogans, die dabeistehen, lauten: »Alle Macht der Leserin« oder »Genosse werden!« oder »Zukunftsperspektive«. Ein Porträt von Marx als »Kapital-Anleger« ist dabei, die »Internationale« spielt auch irgendwie eine Rolle: verquaste Insignien linker Befindlichkeit, Bewegungsgetue, Romantik, alles natürlich nicht ernst, sondern ironisch und dubios spaßig gemeint und vor allem: nicht konkret. So verfährt die klassische Produktwerbung, die ein duseliges Lebensgefühl oder sogar Ideal reklamiert, um den Leuten ihren Unsinn anzudrehen.

Warum gerade jetzt

allerdings der Kommunismus, wo er überhaupt perdu scheint, wiederkehrt, wenn auch lediglich qua ironischer, denunziatorischer, undeutlicher und karikierender Inanspruchnahme, daß es beinahe so aussieht, als gebe es außer den Kommunisten keine andern Imageträger mehr, ist eher obskur. Tod und Verklärung, Tragödie und Farce, Ironie und tiefere Bedeutung? Niemand weiß nichts. Möglicherweise werden im Zuge des allgemeinen 70er-Jahre-Revivals auch die politischen Ideen dieser Zeit wieder *chic.* Oder die Kommunisten haben ca. acht Jahre nach der Wende bereits einen ähnlichen Status wie Cowboys oder englische Altlords inne, die ja in den bekannten Marketing-Lebenswelten ebenfalls nicht mehr für eine Renaissance ihrer *Weltanschauungen* oder sonstwas einstehen, sondern für Zigarettensorten und Pfefferminzschokolade. Kann aber auch sein, es kündigt sich hier tatsächlich ein protokommunistisches Rollback an, eine Repolitisierung der gesellschaftlichen Kommunikation, eine Radikalisierung der Kritik vielleicht - vielleicht aber auch nicht.

Wie sagte es Erich Honecker kurz vor seinem Abgang: »Den Sozialismus in seinem Lauf hält weder Ochs' noch Esel auf.« So in etwa womöglich.

Rayk Wieland

Tiefenschwund

Das Jahr 2000 rückt näher, der Gesang der Böcke schwillt an, wäre es da zuviel verlangt gewesen von Botho Strauß, seinen neuen »Spiegel«-Essay nicht, wie geschehen, »Wo der Geist Knecht ist« zu benamsen, sondern wenigstens »Wo die Geiß Gesangstunden nimmt« oder »Wo der Bock zur Minna gemacht wird« oder so ähnlich? Ist er bereits auf »Entzug von Bedeutungen«? Statt furchtsam fürchterlich vom »Millenium« zu raunen, wie es seines Amtes wäre, grollt er der »demokratischen Sinnenwelt«, statt des Gesangs schwillt ihm der Kamm: Das »Deutsch-Häßliche zeugt sich immer fort«, nicht bei seinen Freunden von der »Jungen Freiheit«, sondern in der »Autonomenszene«. Die sprüht da einfach an die Wand: »Deutschland verrecke«. Strauß: »Gnomischer kann man die Kongruenz der Extreme nicht fassen.« Und gnomenhaft-giftiger haben wir ihn schon lange nicht mehr erlebt: Angeekelt sieht er überall »Plunder-Bewußtsein«, im

Kino läuft eine »>dekonstruktive< Porno-Polit-Klamotte« (»Laß jucken, Kumpel«?), »kumulative Enthemmung« strebt »zu den jeweils letzten Reservaten des Verbotenen«, der »Virus des Ungeheimen« geht um, die »offene Gesellschaft« - ein »übersättigter Wirt«, den »Organismen des Separaten durchwandern«, und, das ist wirklich die Höhe, »jede auch noch so infame Machenschaft der Kunst oder des öffentlichen Lebens« beruft sich auf ihre »Opposition zu Hitler«. Wie dieser würde der gnomische Bock am liebsten »weite Flächen abräumen«. Ja, da würden sich vielleicht »Fluchtungen« auftun. Was? Fluchtungen.

Es ist nicht zu übersehen: Bei Strauß macht die Sprache »Wort für Wort die Probe auf ihrem eigenen Tiefenschwund«: Seine Sprache probt also auf ihrem eigenen Tiefenschwund, und das erklärt vielleicht am besten, warum sie immer wieder nach oben gespült wird. Aber wie konnte sie überhaupt auf einen solchen Tiefenschwund herunterkommen? Hierzu ein Gleichnis: »Die ungeheure Verbreitung von zweitklassiger Intelligenz hat zur Folge, daß die Sprache bei dunkleren Bereichen des Geistes Asyl sucht«, und da, wo es besonders dunkel ist, wartet schon der Zweitklassiker Strauß. Es ist eigentlich ganz einfach - die Sprache hat Asylantrag gestellt, und Strauß hat ihn abgelehnt. Ja, so muß es gewesen sein.

Stefan Ripplinger

Hamburger Anthologie*

Manche freilich

Daß sie dir deine Wörter im Mund umdrehn bis
dir die Zähne rausfallen daß sie dir
deine Wörter zerreißen bis du sie nur noch
auffegen kannst in' Müllbeutel
weg damit daß sie drauf rumtrampeln
oder sie in einen Käfig am Kirchturm hängen
bis sie verdorren daß sie dir deine Wörter
biegen und brechen aufknüpfen wie Galgenvögel
daß sie das alles treiben solange bis sie
glauben dies alles sei ihr gutes Recht und
daß sie mehr sind als ausm bißchen Druckerschwärze Scheiße

Eine ebenfalls nur schwer zu verwindende Kalamität bilden neben den unverlangten Einsendungen auch sehr viele ausdrücklich georderte aktuelle Kunstverse, die nun, nachdem der Amateurzettelhaufen auf Dauer außer sich endlos fortzeugenden Unersprießlichkeiten und Expeditionen in die psychosoziale Wirrnis der Einsenderhorde kaum was bietet, auch erledigt werden wollen. Den Anfang macht Dr. phil. Ulla Hahns neuer Gedichtband »Galileo und zwei Frauen«, der nach Auskunft der Autorin Gedichte versammelt, die »Unterkünfte über dem Abgrund« und »zwischen Angst und Traum den schmalen Spalt der Hoffnung suchen«. So steht es im Klappentext zu lesen. Der Band versammelt großenteils bzw. komplett zwischen ambitioniert und pubertär changierenden Kitsch: Gewohnt wird in »fremden Häusern«, den »Augen kann man nicht trauen«, das »Räderwerk der Schöpfungsmühle« dreht sich, die Wörter stöhnen - und was dgl. Trübseligkeiten mehr sind. Das nebenstehende Exponat »Manche freilich« borgt sich den Titel von Hofmannsthal - why, ist freilich nicht zu sehen - und ist eine öde Klage über das mangelnde und womöglich mutwillige Einfühlungsvermögen der Kritik, die aber eigentlich ja nichts als »ausm bißchen Druckerschwärze Scheiße« sei bzw. wäre. Scheiße aber in Druckerschwärze verwandelt seit Jahr und Tag Frau Hahn.

*diesmal auf Verlangen eingesandter Gedichte

Konkret 05/97, S. 47

Christian Schmidt

Die Wahrheit ist so einfach

geld regiert die welt das ist das einzige was zählt

dafür werden menschen gequält präsidenten gewählt

keiner weiß wohin die reise geht vielleicht ist es schon zu spät

ich kann nicht glauben daß sich alles nur noch um kohle dreht.

Tic Tac Toe: »haste was biste was«

Daß die freie Markwirtschaft auch die Freiheit jedes einzelnen sichert, ist nicht nur herrschende Meinung und Ideologie der Herrschenden, sondern darüber hinaus auch noch vollkommen wahr und richtig.

Natürlich hatte zum Beispiel Liane Wiegelmann alias »Lee«, »Frontfrau« (»Taz«) der Mädchenband Tic Tac Toe die Freiheit, sich von Anfang an zu ihrer Vergangenheit, ihrem Ehemann und ihrem wahrem Alter öffentlich zu bekennen; daß sie es nicht tat und vorgab, sie sei 18 und »noch zu haben«, hatte bloß etwas damit zu tun, daß sie Karriere machen wollte, um den elenden Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen war, zu entkommen.

Selbstverständlich hätte auch Claudia Wohlfromm, Managerin von Tic Tac Toe, den Fans der Band täglich neu erklären können, daß sie selbst und ein gewisser T. Börger die Texte der Songs geschrieben haben, die die Tic-Tac-Toe-Damen Ricarda »Ricky« Wältken, Marlene »Jazzy« Tackenberg und eben Liane »Lee« Wiegelmann vortragen; daß wohl auch sie beide, Wohlfromm und Börger, es waren, die zusammen mit der Plattenfirma das aufmüpfige Image der Band kreierten, daß sie das Alter der Rapperinnen fälschten und daß sie die drei erfolgreich für den Markt und die Zielgruppe abrichteten (Lee auf dem Cover der ersten CD: »danke an claudia und börger, daß ihr mich immer gut in den arsch getreten habt«); daß die Managerin es nicht tat, hatte bloß etwas damit zu tun, daß sie keineswegs so plemplem war, die Band (ca. 3 Millionen verkaufte Tonträger) zu vernichten, der sie selbst ihren Wohlstand verdankte.

Auch die »Bild«-Zeitung hatte die Freiheit, nicht darüber zu berichten, daß Lees Ehemann Frank Wiegelmann sich erhängt hatte und sieben Monate später auf einem Dachboden gefunden wurde. Auch hätte das Blatt darauf verzichten können, weiter in Frau Wiegelmanns Vorleben herumzuschnüffeln und dabei herauszufinden, daß sie sowohl Drogen genommen als auch zwei Wochen in einem Bielefelder Bordell als Prostituierte gearbeitet hatte. Niemand setzte »Bild« unter Druck, auf der ersten Seite Fotos von Liane im Puff zu veröffentlichen, garniert mit der Schlagzeile »Die Wahrheit ist so bitter«; niemand zwang die Zeitung, die nicht müde wird, die Stasi des Terrors zu zeihen, Enthüllungen abzudrucken, die sich lesen wie IM-Protokolle (»Im Wirtschaftsbuch des Bordells dieser Eintrag: 23. Mai 1993, Zimmer 92, Liane Springer. Der Mädchenname von Liane >Lee< Wiegelmann«); trotzdem ließ sie sich dazu hinreißen, das alles zu tun.

Auch das Tic-Tac-Toe-Management wurde von niemandem dazu gezwungen, auf die Enthüllungen und Vorwürfe zu reagieren, die Tic-Tac-Toe-Mädchen für einen Gegenangriff zu präparieren, sie ein Exklusivinterview im »Stern« geben zu lassen und in einer einstündigen Sendung auf dem Musikkanal VIVA unter Krokodilstränen und dem Titel »Die ganze Wahrheit« Stellung zu nehmen; trotzdem wurde eben das getan, und zwar bloß weil man Angst hatte, die Fans würden die Enthüllungen zum Anlaß nehmen, hinfort keine Tic-Tac-Toe-Platten mehr zu kaufen und keine Konzerte der Band mehr zu besuchen.

Natürlich hatte Liane Wiegelmann in der VIVA-Sendung die Freiheit zu sagen, daß es niemanden etwas angehe, daß und wie oft sie Frank betrogen hätte und weshalb sie schwanger geworden sei. Selbstverständlich hätte sie sagen können, was denn dabei wäre, wenn man Drogen genommen und im Puff gearbeitet hat. Daß sie statt dessen erklärte, sie habe nur einmal mit einem anderen Mann geschlafen und dabei sei »das Gummi geplatzt«, Drogen seien »absoluter Scheiß«, »im Puff arbeiten das Niedrigste vom Niedrigsten, was 'ne Frau tun kann«, und - ein wenig unlogisch - »da würde ich lieber 20 Stunden am Tag in 'ner Fabrik arbeiten gehen«, hatte bloß etwas damit zu, daß man ihr vorher gesagt hatte, daß dies die richtigen Antworten seien. Aus Versehen und ohne es selbst recht zu begreifen, hatte sie aber auch noch das gesagt: »Es wäre schade, wenn das durch diese Negativpresse kaputtgehen würde und wir die Illusionen von den Kindern wegnehmen, daß man aus dem übelsten Dreck noch hochkommen kann. Wenn Tic Tac Toe jetzt auseinanderkracht, dann hat nie wieder jemand 'ne Chance, der ganz unten ist, nach oben zu kommen.«

Natürlich stand es jedermann frei, darüber zu schreiben, daß eben das die wahre Funktion von Teenie-Bands ist, Kindern die Illusion zu geben, daß man »alles schaffen kann« (Lee), und daß Frau Wiegelmann selbstverständlich eine Meise hat, wenn sie glaubt, daß ihr eventuelles Scheitern mit dieser Illusion endgültig Schluß machen würde. Das allerdings geschah nicht. Statt dessen setzte das übliche Rauschen ein.

Daß die »Süddeutsche« genauso aufklären mußte (»Es waren die Plattenbosse, die ganz am Anfang die Lüge lancierten, die andere nach sich ziehen mußte«) wie »Focus-TV« (»Musikgruppen werden vermarktet wie Waschmittel und Autos. Hauptsache, Optik und Verpackung stimmen. Dann wird abkassiert«), verstand sich fast von selbst, denn die Pressefreiheit, die auch von der Marktwirtschaft garantiert wird, ist die Freiheit, das sowieso schon Offensichtliche wie automatisch aufzuschreiben oder auszusprechen und dies als Kritik zu verkaufen. Und daß der durchgeknallteste Kommentar grundsätzlich in der »Taz« zu stehen hat, garantiert sie auch: »Lees Erlebnisse mit Prostitution, Abtreibung und Kokain entwerten Tic Tac Toe nicht im geringsten - sie veredeln jedes Lied zum Thema vielmehr mit sonst unbekannter Wahrhaftigkeit. Wer die keimfreien Boygroups kennt und das durch und durch Erfundene jeder ihrer Gesten belächelt, sollte sich auf die nächsten Lieder von Tic Tac Toe freuen.«

Und so hat denn jeder in der ganzen »Affäre« um Liane Wiegelmann alias Lee das getan, was er oder sie tun mußte: Lee ihren Mann verleugnet und anschließend als Buße ein Bekenntnis zu Drogenfreiheit, Leistungsgesellschaft (»Man muß eben halt durch Scheiße gehen, um was zu erreichen«) und Kondomgebrauch abgelegt; die »Bild«-Zeitung den »Skandal« um den toten Ehemann, Prostitution und Drogengebrauch aufgedeckt; das Management mittels Heulinterviews im »Stern« und auf VIVA den Gegenangriff gefahren und die freie Presse, schließlich, aufgeklärt, scharf kritisiert (»damit die Kasse klingelt, darf gelogen werden«) und Partei ergriffen. Jeder hat von seiner kostbaren Freiheit verantwortungsvollen Gebrauch gemacht, niemand hat gefehlt und jeder exakt die Rolle gespielt, die ihm zugedacht war.

Und das Ergebnis? »Der Rang der Mädchen als allseits hofierte Medienlieblinge ist jedoch erst mal dahin. Womöglich sogar eine der eindrucksvollsten Karrieren der jüngeren deutschen Pop-Geschichte zu Ende«, hatte der »Stern« gefürchtet und damit natürlich keineswegs recht. Gerade der Skandal um Liane Wiegelmann brachte Tic-Tac-Toe-Meldungen, -Interviews und -Kommentare in allen Medien; tagelang nudelten MTV, VIVA und fast jede Radiostation den neuen, mit einem Mal fürchterlich anspielungsreichen Tic-Tac-Toe-Hit »Warum?« Auch die deutschen Verkaufscharts zeigten sich unbeeindruckt: Mehr als eine Woche nach der Enthüllung der »bitteren Wahrheit« (»Bild«) stand »Warum?« auf Platz 1 der Singlecharts und die CD »Tic Tac Toe« auf Platz 5 der LP-Charts. Und die erste Tournee der Band war schon zum Start ausverkauft. Einer der Produzenten der Tic-Tac-Toe-Videos, Rudi Dolezal, freute sich: »Sollte jemand einen Masterplan gehabt haben, der gelautet hätte: Laßt uns die Band vernichten, dann ist dieser Person genau das Gegenteil geglückt.«

Und das ist auch gut so: Denn die wichtigste und wertvollste Freiheit, die uns die freie Marktwirtschaft garantiert, ist die, möglichst viel zu verkaufen.

Konkret 05/97, S. 48

Georg Seeßlen

Animal Charme

Schamlose Blicke in eine barbarische Paradieswe1t: die Renaissance der Tierfilmserien im deutschen Fernsehen

1

Laut fernschtauglicher Statistik betrachten sich 81 Prozent aller Deutschen als »tierlieb«, während nur 66 Prozent von ihnen meinen, Kinderfreundlichkeit sei eine ihrer vorhandenen oder angestrebten Tugenden. Tatsächlich ist es wohl in keiner Bilderwelt so leicht, die deutsche Megatugend, die Verbindung von Sentimentalität und Brutalität, zu feiern, wie in der mythisch-dokumentarischen Beobachtung der »Tierwelt«, in afrikanischen Savannen oder im heimischen Schrebergarten.

Seit dem Bestehen des deutschen Fernsehens gehören Tierfilme zu den populärsten Sendungen mit den höchsten Einschaltquoten und dem treuesten Stammpublikum. Und anders als vielleicht in benachbarten Fernsehgeschichten wurden in Westdeutschland die Moderatoren von Tierfilmsendungen stets zu sehr viel mehr als sympathischen Führern durch bizarre, komische oder lehrreiche Präsentationen: Sie gehörten zu den kleinen Vätern der Nation, waren joviale politische Metaphern. Wir folgten Hans Hass in die Tiefen der Meere in der Serie »Expedition ins Unbekannte« und bewunderten ihn als deutschen Action Man. Hans Hass legitimierte »Abenteuer unter Wasser« so, wie das Ehepaar Johnson in den dreißiger Jahren in seinen Dschungelfilmen »Tarzan« legitimierte. Die Dokumentation schuf vor allem Raum für den (weißen) Helden. Bis heute hat es im übrigen noch kein Mensch weiblichen Geschlechts geschafft, bei der 81-Prozent-Gemeinde deutscher Tier- und Fernsehfreunde und -freundinnen einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Desiree Nosbusch in »Natürlich« von RTL zieht eine merkwürdige Kritikerschelte auf sich - Frauen gehören eben in den »Fernsehgarten« und nicht in die Wildnis.

Zu den frühesten Tierfilmsendungen mit Reihencharakter gehört Professor Bernhard Grzimeks »Ein Platz für Tiere«, die seit 1956 über den Bildschirm ging und zur Unterhaltung der deutschen Fernsehfamilie gehörte wie der Underberg zum Schweinebraten. Diese Sendung, die neben Dokumentarfilmen über die Tierwelt in den Nationalparks der Erde auch Unterhaltung durch anekdotische Reise- und Expeditionsberichte sowie einen tierischen »Gast« im Studio bot, endete stets mit einem Spendenaufruf für die bedrohte Tierwelt. Professor Grzimek zeigte, wie wertvoll Fernsehen sein kann. Die Serie gehörte zu jenen Sendungen der fünfziger Jahre, die, ganz auf die Person des Präsentators abgestellt, ein familiäres Klima erzeugten. Bernhard Grzimek war »den Zuschauern sympathisch. Seine ruhige, schlichte, fast stille Art nimmt für ihn ein. Vor allem spricht er verständlich; es ist der Plauderton, gar mit Versprecher und womöglich mit falscher Betonung, der die Verbindung schafft zwischen Wissenschaftler und Tierfreund. Und keinem drängt sich der Wissenschaftler dabei auf, nichts von Kunstdeutsch und Expertenchinesisch und Sätzen, die auf Stelzen gehen« (Rolf Buchwald). Am Ende hatte er, freundlich ausgedrückt, den Rücktrittszeitpunkt ein bissel verpaßt, was seiner Popularität nicht wirklich Abbruch tat. Mit einer Sehbeteiligung von 78-80 Prozent und der »Traumnote« + 7 in der Beliebtheitsskala bei den Umfragen war »Ein Platz für Tiere« lange Zeit die beliebteste deutsche Fernsehsendung überhaupt. Es war die perfekte Ordnung der Welt vor unseren Augen: die unendlich suggestive Welt und das Wohnzimmer, endlich vereint.

Zu den erfolgreichsten Serien des Genres im zweiten goldenen Zeitalter des deutschen Fernsehens gehört »Expeditionen ins Tierreich« von Heinz Sielmann; sie erreichte zweimal eine Zustimmungsquote von + 9. Hier wurde besonderer Wert auf »schöne« Filmaufnahmen gelegt und nicht ohne Pathos an das Gewissen der Welt appelliert. Sielmann, der mit 19 Jahren seinen ersten, viel beachteten Tierfilm, »Vögel über Haff und Wiesen«, drehte, war der Experte der verborgenen Kamera und der Langzeitbeobachtung. Er ist der vielleicht letzte der durch und durch optimistischen Produzenten des Genres, der sein Credo weitergibt: » ... daß sich die Natur wieder irgendwie zurechtfinden wird, das steht für mich fest.«

In all diesen und einigen weiteren, weniger bekannten Tierfilmsendungen bestimmt der Moderator das Milieu und die Ausrichtung der Sendung; er ist es, der als »Vaterfigur« (wie Grzimek) die Kommunikationsform über ein mythisches Reich der Tiere bestimmt. Diese Sendungen sind als »Familienprogramm« konzipiert, und daher sind sie um so »besser«, je mehr sie eine familiäre Situation darstellen; und auch die Tierwelt wird im allgemeinen als eine »große Familie« der Natur vorgestellt, eine zwar bedrohte aber ewige Harmonie, in der sich der Zuschauer aufgehoben wähnen durfte. Jemand, der die große Welt der Natur semiotisch gezähmt hat, kommt zu Gast in die gute Stube. All das Verlorene der deutschen Ideale, die Familie, die Erziehung, die Hierarchie, das »Gesetz der Natur«, die Faszination der Grausamkeit; seltsames Raunen von Volk und Rasse, Lebensraum und Artgerechtigkeit in netter Form.

Mehr und mehr traten in den Tierfilmsendungen auch ökologische Probleme in den Vordergrund, doch je ernster die Programme es damit meinten, desto mehr mußten sie ein Publikum verschrecken, daß gerade die Harmonie, die familiäre Atmosphäre suchte. Die traditionellen Tierfilmsendungen sind immer auch gesellschaftliche und politische Metaphern: »In der Hege-Hoffnung, heile biologische Welten konservieren zu können, ist die politische enthalten, überlebte hierarchische

Zustände der Humangesellschaft gleich restaurierbar zu machen«, schreibt Melchior Schedler. So definiert die Tierfilmserie im Rahmen der populären Mythologie die wahrhaft herrschende Naturphilosophie.

Mit den Erkenntnissen über die ökologischen Probleme und ihre Zusammenhänge mit ökonomischen und politischen Strukturen begann der Rest der familiären und harmonischen Tierfilmserien nachzulassen. Eine erste Alternative bildete »Sterns Stunde« von Horst Stern, der sich bemühte, liebgewordene Vorurteile über das Verhältnis von Mensch zu Tier abzubauen und die Bedrohung von Tiergattungen als »Warnlampen eines defekten biologischen Systems« zu deuten. Mit ihm war die Tierfilmsendung des deutschen Fernsehens, auch wenn sie kaum etwas von ihrer autoritativen Narration verloren hatte, ins Stadium des Linksabweichlers getreten. Es trat eine trotzige Pause ein, in der sich das deutsche Fernsehpublikum mit ausländischen Angeboten im Sonntagvormittagsprogramm. begnügen mußte. Dann zeichnete sich ab der Mitte der achtziger Jahre der reaktionäre Gegenschlag ab.

2

Die Renaissance der Tierfilmserien begann mit diversen Crossover-Variationen. Neben die »echte« Information trat immer mehr das Entertainment, Quiz-Spiele um »lustige« Tieraufnahmen wie »Mich laust der Affe« des Bayrischen Rundfunks erwiesen sich als überraschend erfolgreich. Andere Serien, wie die amerikanische Produktion »Im Reich der wilden Tiere«, versuchten, durch die Darstellung gefährlicher Aktionen Thrill zu erzeugen, was den deutschen Zuschauern nicht besonders gefiel. Tierfilme dienten auch als kurze »Lückenfüller«, wie das »Tierporträt« des ZDF, in dem in einer Viertelstunde jeweils ein Tier vorgestellt wird, und schließlich der »Tele-Zoo«. Gameshows wie »Gudruns Tierquiz« bildeten neue Crossover zwischen den TV-Genres. Zu den beliebtesten neuen Serien gehörten etwa »Tiere suchen ein Zuhause« (WDR), wo die Moderatorin heimatlose Tiere den Zuschauern zur Adoption anbietet. Wie in der nachmittäglichen »Tiersprechstunde« betrat man auch hier den Pfad zum dialogischen Fernsehen. Und damit war erst einmal der große naturphilosophische Diskurs herumgedreht: Nicht der Mensch drängte in der spätkapitalistischen Phase zur Natur, nein, er konnte nur noch davon träumen, wie sich die Natur an ihn zu kuscheln drängte.

Sehen wir uns einige der neueren Produktionen an, fällt zunächst auf, daß einige von ihnen offenkundig der Restauration der autoritativen Persönlichkeit dienen. Beim ZDF etwa durften wir Hajo Friedrichs als väterlichen Host der »Wunderbaren Welt« (Filme der »National Geographic Society«) erleben, und der Switch vom Politischen zum Naturgemäßen mochte dabei durchaus in sich selbst Metapher sein.

Man interessiert sich im übrigen offensichtlich nicht mehr so sehr für das Sensationelle und Dramatische in der Tierwelt; die Metaphorik hat sich verschoben. Es ist nicht mehr der Blick dieser »Krone der Schöpfung«, der mit spätkolonialistischem Ingrimm der Natur ihre Geheimnisse entlocken will, vielmehr funktionieren in den neunziger Jahren selbst Tierfilme wie oft Talkshows oder Reality-TV: Dem »Nachbarn« werden noch die kleinsten alltäglichen Sonderbarkeiten und Sünden abgerungen. Der Voyeurismus, mit dem man in der Welt der Tiere das kleine Böse, Sex & Crime sucht, tarnt sich weniger wissenschaftlich als episodisch: Es werden Storys erzählt, Identifikationen sozusagen diegetisch erzeugt.

So tritt zur Metapher auf die Unterwerfung des Tieres unter die Menschen (die keineswegs verschwunden ist, es zeigt sich nur weniger martialisch, in der Regel weiblich bestimmt, wie dem Tier menschlicher Wille eingepflanzt wird) ein zweiter Diskurs, nämlich die Angleichung des Menschen an die Natur. Und auch hier gibt es ein gewiß nicht zufälliges Rollenspiel; es sind die Männer, die erst mit Betäubungsgewehren auf die Tiere schießen und sie dann mit ihren mehr oder weniger komplizierten Apparaturen vermessen und untersuchen, während die Frauen - das Genre ist verliebt in eine Veterinärin oder adrette Gehilfin, die sich mit dem wildesten Tier im Käfig auf dessen Art »unterhält« und sich mit ihm in direktem körperlichen Kontakt befindet - die sanfteren Arten der Domestizierung praktizieren. Die »soziale Sodomie«, von der Konrad Lorenz einmal so treffend wie boshaft schrieb, setzt sich in dieser Metaphorik fort. Schamlos beobachten wir die Tränen jener Frau, die sich von »ihrem« Nashorn verabschieden muß.

Die übergreifende Struktur des Tierfilms ist das Melodram. Während man früher, in den Zeiten der Disney-Tierfilme, die Tiere »vermenschlichte« und die Natur als heitere Harmonie schilderte, in der es allerdings immer wieder zu »Tiertragödien« kommt, scheinen nun Katastrophe und Krise auch im Reich der Tiere der Normalfall. Das Tier wird rebarbarisiert, das »Authentische« ist gerade das Grausame. Und wie die »humanen« Fernsehformen ist auch die deutsche Tierfilmserie nicht selten ein Stück lustvoller Empörung: Wie schrecklich doch »die anderen« mit den Tieren und mit der Natur umgehen, und wie gut man sich selber dabei fühlen darf. Es gibt festumrissene Feindbilder in diesen Serien, die »Robbenschlächter« und »Umweltverschmutzer«, die »Tierquäler«, die rücksichtslosen »Wilderer«, die Jagd auf Nashörner machen. Mit der Tierfilmserie ist man nicht nur in der ewigen Welt der »Nahrungsketten« und »Kreisläufe«, sondern auch auf der Seite der Guten, die die Bösen mit gerechtem Zorn verfolgen dürfen. Das Gute ist die Bewahrung des Barbarischen, und das besonders Gute ist jene Kamera, die überall ist, aber nirgends eingreift.

3

Die »großen Erzählungen« sind, sagt man, zu Ende erzählt. So strebt der Tierfilm dazu, von der historischen Metapher und vom ewiggültigen Mythos zur exotischen Verkleidung des Gewöhnlichen zu werden. In der Natur geht es zu wie im Markt, und der Markt ist nichts anderes als der Ausdruck der Natur. Tierfilme folgen derselben narrativen Struktur wie die anschließenden bebilderten Wirtschaftsnachrichten. Das große Ganze funktioniert, weil der Kannibalismus der Starken gegenüber den Schwachen ungehindert ist.

Ganz entsprechend unserer wirtschaftlichen Entwicklungen ist der Tierfilm der neunziger Jahre vom Geist der Deregulation ergriffen. Der gütige Mensch-Vater greift in diese Natur nicht mehr ein, sondern sieht nur noch wohlgefällig zu, wie sie sich beständig regeneriert. Dieser Voyeursblick hat den Mythos der Hege abgeworfen. Das Lieblingswort des neuen Tierfilms ist die »Nahrungskette«, die unbedingt intakt bleiben soll.

Die Natur also wird nicht etwa weniger moralisch modelliert in diesem Blick als in den Adenauer-Zeiten, sie wird nur anders modelliert. Sie ist zunächst einmal jenes System, in dem es keine Krise gibt, oder genauer gesagt: das System, in dem die Krise die Lebensform schlechthin ist. Sie ist jedenfalls ewig und geordnet, sie ist auf makabre Art gerecht, weil beinahe alle Tiere, die man irgendwann einmal zu Gesicht bekommt, sowohl fressen als auch gefressen werden können. Aber das Zerreißen der Haut, das Herausquellen der Gedärme beim Beutetier, das Knacken der Knochen, die Todesschreie, das Weiden am geöffneten Körper - all das hätte man wohl vor zwanzig Jahren nicht so ausgiebig gezeigt. Der Tierfilm ist auch so etwas wie ein Splatter Movie geworden.

Natürlich sind die Tiere auch eine ideale Antwort auf unseren unstillbaren Bilderhunger. Der Reichtum der Natur wird nicht mehr im frühkapitalistischen Sinn der Produktivität gefeiert, sondern als postfordistische Sehnsucht nach der Vielgestalt des »Artenreichtums«. Der ökologische Appell bleibt deswegen keineswegs aus, im Gegenteil, er gehört zur festen Rhetorik jeder Tierfilmserie. Aber er ist, sieht man genau hin, selber auf eine merkwürdige Art politisch und moralisch aufgeladen. Ein christlicher Urmythos scheint sich da umzukehren: Die Bösen, das sind nun die Seßhaften, die produzierenden Bauern, und nur das nomadische Prinzip kann mit der Natur in »Gleichklang« leben. Der Besitz ist virtualisiert und, natürlich, globalisiert, und nach wie vor kann im schwärzesten Afrika der wahre Heger nur weiß sein.

Und schließlich überdecken die Tierbilder und ihre Moral auch die anderen Bilder: Wenn es darum geht, die bedrohten Nashörner zu retten, erhalten Bilder von bewaffneten Männern, die im afrikanischen Busch aufeinander schießen, einen ganz eigenen Gehalt.

4

Tatsächlich kann die Tierfilmsendung nicht mehr eindeutig beantworten, was »Natur« eigentlich sein soll. Sie kommt der Natur auf eine technische Weise nah, die eine eigene Paradoxie produziert. Mit immer grandioseren Kameras, immer längeren Langzeitbeobachtungen, immer genaueren Maßnahmen zur Verfolgung einer Tierbiographie, immer mikroskopischeren Beobachtungsweisen dringt dieser Blick gleichsam unter die Oberfläche der Natur, er feiert - oft ungeniert »kitschig« - die schöne Oberfläche, um gleich darauf den Quallen und Kerbtierchen unter die Haut zu sehen, allem, was da kreucht und fleucht, hautnah beim Fressen, beim Ficken, beim Gebären, beim Töten und beim Sterben zuzusehen. Die Kamera dringt in die verborgenen Winkel von Ameisenhaufen und Maulwurfshügeln ein, sie durchbricht den Mantel der Nacht, überlistet alle Distanz. Wenn es beim Beobachten des anderen Menschen noch eine moralische oder wenigstens juridische Grenze gibt, bei den Tieren gibt es diese Grenze nicht. Während der Kommentator und der establishing shot die Tiere *raffaelisiert,* zersetzt der folgende schamlose Blick, läßt nichts wahrhaft ganz in dieser barbarischen Paradieswelt.

Die Kamera ist ganz buchstäblich im Mastdarm eines Nashorns, wenn versucht wird, seine Ovulationszyklen zu bestimmen; wenn sich aber die Tiere paaren, wird die Musik überaus romantisch. Ein merkwürdiges Spiel von Offenbaren und Verbergen entspinnt sich da, von kalter Neugier und melodramatischer Überhöhung. Möglicherweise kann man ja in Tierfilmen auch eine verlorene Sinnlichkeit suchen. Scheinbar also steht der moralischen Konzeption - die »gute« Schöpfung, die vom bösen Menschen bedroht wird - ein Blick entgegen, unter dem diese Schöpfung vollkommen in die Metaphorik, das melodramatische Tableau und das pornographische Detail zerfallen müßte, gäbe es sie denn in der mythischen Konstruktion dieser Serien. Die Nahaufnahme, die Zeitlupe, die verfolgende Kamerabewegung, jene Mechanismen der Beobachtung, die uns im »Menschenfilm« eher suspekt sind, werden im Tierfilm exzessiv angewandt. Mehr denn je ist das Tier Beute; anderswo ist es Rohmaterial für Fleisch, hier ist es Rohmaterial für Bedeutung.

So ist der Blick im Tierfilm auf mehrfache Weise ambivalent. Er rhetorisiert das Tier zum eigentlich paradiesischen, geschichtslosen Wesen, und lenkt gewiß so etwas wie ein schlechtes Gewissen um, aber zugleich ist es virtualisierte Wiederholung der Beute; und dieser Blick ist durchaus lustvoll, sexuell; es ist jene Form der »sozialen Sodomie«, wie es eine Parodie der aufklärerischen Neugier auf das Funktionieren der Welt ist. Daß es dabei natürlich erhebliche Unterschiede gibt, liegt in der Natur des Genres. Ein so nüchtern kritischer Ansatz wie der von Horst Stern wäre indes

heute kaum noch denkbar.

5

Das Tierfilmen wird, so scheint es, von einer merkwürdigen Mischung aus Obsession und Pädagogik bestimmt. Eine Serie des WDR, die dieser Passion/Profession gewidmet ist, hat den bezeichnenden Titel »Reporter der Schöpfung«. Darin drückt sich vielleicht nicht nur der, mit Verlaub, verdruckste Größenwahn der Branche aus, sondern auch jene nie erfüllbare Sehnsucht des Genres, das Sensationelle mit dem Erhabenen zu verknüpfen.

In der grandiosen Komik des strukturellen Scheiterns dieses Anspruchs übersieht man leicht, daß ein anderer Anspruch des Genres nur um so perfekter eingelöst wird, nämlich der, die melodramatischen und obszönen Bilder der Fauna auf den Märkten der populären Mythologie in Geld zu verwandeln. In viel Geld, denn die Bildwelten wuchern aus dem Fernsehen in den Büchermarkt, in die Kinder- und Jugendzeitschrift, in den Zeitschriftenmarkt, in Sammelbilder und Videoeditionen. Der enorme Merchandising-Vorteil eines Pandabären gegenüber Donald Duck ist: Man muß ihn gar nicht erst erfinden, und noch hat keiner ein Copyright darauf. Was natürlich gleichzeitig wieder ein Nachteil ist. Denn die populäre Kultur wird mit putzigen oder dramatischen Tierbildern nun so furchtbar zugeschissen, daß Kids, die auf sich halten, spätestens mit vierzehn ihre süßen Tierposter von der Wand reißen.

Konkret 05/97, S. 51

Jürgen Roth

Unterkünfte über dem Abgrund

Zu einem fragwürdigen Phänomen des Verlagswesens

»Nach den Reformen ist in der ehemaligen UdSSR alles anders geworden. Das Riesenreich zerfällt immer mehr. Hilflos sieht auch die Großfamilie Weberowsky in eine ungewisse Zukunft.« So, m.a.W.: knapp, präzise und konzis bewarb der »Bücherbund« im »Club-Katalog« des Winterquartals 1996 den unter Sonderkonditionen abzugebenden Konsalik-Roman *Westwind aus Kasachstan.* Ein - schlicht - guter Werbetext. Klarer Fall.

Nur: Wie machen die das? Und wer steckt, muß man sich nicht selten fragen, hinter derart ausgereiften Formulierungen, solch stupenden werbestrategischen Konzentraten, die im Nu zuverlässig kaufluststeigernde Assoziationsströme und Tagtraumreisen auszulösen vermögen? Sehen wir näher hin, scheint eine homogene firmeninterne Taktik nahezu ausgeschlossen. Günter Grass, Konsaliks angestammter großer Gegenspieler, pochte nämlich seinerseits gegenüber dem ostentativ gediegenen Konsalik-Anmacher auf einen eher aufreißerischen Textkorpus mit deutlich größerem Engagement und entschieden höherem Drive. Über *Ein weites Feld ließ er* urteilen, es sei »eine jede offizielle Chronologie sprengende Bilderbogengeschichte von einst und jetzt«. Übel ist das dito keineswegs.

Widersprüchliches mithin durchstreift den Verlagsprospekt, gattungsspezifisch zeichnet ihn seine immanente Konfusion und Degeneration aus. Liegt's vielleicht an den vielen verschiedenen Büchern, die auf einen Paukenschlag verkauft werden sollen und unter keinen Hut zu zwingen sind?

Offenbar nicht immer hantieren im Hintergrund wirklich Autor und Autorin selbst. Zwar schreibt M. Walser dem schwächlich bemittelten Suhrkamp Verlag zum Vorankündigen schon gerne eine Latte lobender Kritikerstimmen, doch andere verlassen sich wohl mehr auf den jeweiligen Pressestab des edierenden Hauses und die dort ausgebildete Kunstfertigkeit, den Feuilletons griffige, packende, pfeffrige Werkcharakteristiken, bündige Romanbewertungen und vor Esprit und opulenter Kennerschaft sprühende Urteile anzuliefern.

Ins Allgemeinere zielend und lotend, überdauert gleichwohl ein Rätsel: Wer ersann - zuerst, als erster - die Phrase und die Floskeln? Wer hatte die Idee? Der aufgeweckte Schmock - und die Verlage druckten allesamt freudig nach, in ihre Ankündigungspapierhaufen hinein? Oder malten und malen auch heute unsere bauernschlauen Literaturbesprecher scham- und hemmungslos aus PR-Konvoluten und Ramschanpreisungen ab, was sich und wie es sich ihnen nur anbietet? Weil die Großverlagsaktivitäten einfach nicht mehr zu übertreffen sind?

Die jüngste Ulla Hahn ist DVA folgende Zeilen wert: »>Unterkünfte über dem Abgrund< sind diese Gedichte, die zwischen Angst und Traum den schmalen Spalt der Hoffnung suchen. Dichtung wird zum Versprechen von Leben.« Na dann. Nochmals Suhrkamp setzt auf Verkuppelung und offeriert zur Vorsommerszeit in mythisch-synästhetisierender Titelgebung einerseits Ulla Berkewicz' *Zimzum,* andererseits H. M. Enzensbergers *Zickzack.* Geradlinig textet hier hochwahrscheinlich Enzensberger selbst hinzu, verhandelt werde u. a., »ob es wünschenswert ist, die Gleichzeitigkeit anzubeten«, denn »schon mit dem Titel seines neuen Buches bleibt er«, Enzensberger himself, »der Überzeugung treu, daß es nicht das lineare Denken ist, das am ehesten zum Ziel führt«. Sondern: der »Schwurbel« (Henscheid). *»Zimzum* ist die Recherche einer Frau in den neunziger Jahren über ... die Suche nach dem >Lichtspalt<«, mährt es unverdrossen.

Vice versa wiederum hatte, sagen wir, offenbar Klaus Theweleit doppelfunktional als Zeitungsschwaller und Gastautor für Fischer seine Finger im Spiel, die Fahnen durchgesehen und zu Adam Phillips' *Monogamie ... aber drei sind ein Paar* vorsorglich an die Pressestelle gefaxt. »Die Überlegungen und Aphorismen von Adam Phillips treffen pointiert, witzig und oft überraschend ins Schwarze unserer Lebenswirklichkeit. Sie öffnen ein Fenster auf unbefragt hingenommene Konventionen.« So *muß* es gewesen sein.

Wer jedoch ist (in der Fischer-Taschenbuch-Programmvorschau Mai bis Oktober 1997) der Urheber des folgenden Gutachtens: »Malerba erzählt verblüffend lapidar, spitzt das Aberwitzige aber so zu, daß es ins grotesk Unterhaltende umkippt«? Auf wen geht zurück: »Liebe und Erotik sind die Themen, die Reinhard Kaiser in seiner wunderbar leicht erzählten Geschichte witzig um einen Mythos flicht«? Wer verbirgt sich anläßlich des Novellenkränzchens *Der Arndt-Komplex* von Alban Nikolai Herbst hinter der Rowohltschen Hymne: »In den Literaturzoo dieser Jahre bricht Herbst mit der Kraft eines Dinosauriers ein«? Hä?

Behauptete etwa vorzeiten Werner Fuld, Dieter Kühns *Stanislaw der Schweiger* »ist ein völlig neuartiger Vampir-Roman, ein phantasievolles Märchen sowie eine hintergründige Parabel«? Resp. verlieh vielleicht Hellmuth Karasek an Willem van Otten für *Der weite Blick* die Urkunde: »Nicht zuletzt ein einfühlsames Buch, das den Veränderungen nachspürt, die der Verlust des Augenlichts mit sich bringt« - hm? Wo hat die Diagnose ihren Ursprung, es sei »Gernhardts Fähigkeit, durch

grelle Übertreibung die Dinge zur Kenntlichkeit zu verzerren«? In einer geradeaus hundslinkischen lückenlosen Globalsenilität aller am Buchgeschäft tangential oder zentral herumwurstelnden Fachleute?

Interaktionen zwischen Verlagssphäre und Redaktionsstube liegen in der Luft. Dennoch ist bis auf weiteres unklar, wo und von wem der Unfug tatsächlich entwickelt wird. Es bleibt dessen ungeachtet ein endlos trister Acker Arschgerede. Leichthufig trabt der Metapherngaul voran. Das Fischer-Hochglanzprogramm hebt mit dem Aperçu »Spannungen brechen auf, Dramen nehmen ihren Lauf« an, verleiht P. Wawerzinek (Prenzlauer Berg) das Prädikat »von erstaunlicher Poesie, zart, wenn auch schonungslos im Rückblick, atmosphärisch dicht und voller Selbstironie« und stemmt zu Anne Sextons *Liebesgedichten* die liebreizende Petitesse hinterdrein: »Schamlos und mit unschlagbarer Ehrlichkeit legt sie eine detaillierte Beichte ihrer intimen Topographie vor. Doch faßt sie diese Selbstdarstellung in eine so kalkulierte poetische Form, daß wir erschüttert in den Sog der Stimme ihres Begehrens gezogen werden.«

Gutgläubige reservieren mitunter die zur Methode entwickelte Quatschblasigkeit, die aufgespreizte Unausgegorenheit und den grausamen Gedanken- und Begriffssalat für die Kulturwelt des bewußtseinsindustriell verdorbenen westlichen Landesabschnitts. Aber: Stimmt das denn? »Einen Roman, >der ins Herz kriecht und im Gedächtnis eine Spur hinterläßt<«, kündigt sommers 97 Volk & Welt an. Und die Anhänger der Zwei-Welten-Lehre dürfen sich letztgültig eines Schlimmeren belehren lassen. Im 97er-Frühjahrs-Verzeichnis des Aufbau-Verlags tönt es wider alle einst kanonisierte antifaschistische Literaturvernunft nämlich nahezu wortgleich-blind zu Harald Gerlachs neustem *Opus: » Windschatten* ist ein phantastischer Gegenwartsroman über die Magie der Zeit, die Erfindung von Wahrheit und das Warten auf das versprochene Paradies.«

Vorschlag: Herumgeschwenkte Soziokommunisten, die dazumal jene Wahrheiten erfanden, auf die sie heute noch warten, während das Paradies längst einem anderen versprochen wurde, finden Heimstatt dort, wo sich Realismus alter Schule und die Magie der neuen Zeit zum »Neuen sozialistischen magischen Realismus« ineinanderfügen. Wär' das was?

Konkret 05/97, S. 52

Michael Rudolf

Fünf Jahre sind genug

Für die einen ist es Fernsehen, für die anderen das längste Testbild der Welt: der Mitteldeutsche Rundfunk als Ursprung und Ziel der neuen Fernsehgemütlichkeits- und Verblödungsindustrie

Der MDR, unserer Republik zweitgrößtes Sendehaus, tritt Anfang der 90er Jahre des 20.Jahrhunderts in die urkundliche Überlieferung ein. Mehrere seriöse Quellen geben übereinstimmend das Jahr 1990 für die Gründung an, somit hat der MDR als Fernsehversuchsanstalt nunmehr fünf Jahre auf dem Buckel. Und die Frage aller diesbezüglichen Fragen leuchtet flirrend über den verblühenden Landschaften: Sind fünf Jahre nicht genug? Sind sie. Doch MDR-Fernsehen bezieht in dieser Frage entschieden andere Positionen.

»Die endgültige Einheit Deutschlands - das ist unser Auftrag« - diese Maxime scheint in jedes der selbstgeklöppelten Platzdeckchen auf den Redakteursschreibtischen gewirkt zu sein, obgleich oft ungewollt das Gegenteil erreicht wird. Der Nachbar ORB, der Ostdeutsche Rundfunk, ist gar nicht so ostdeutsch, der Mitteldeutsche Rundfunk aber ist es bis in die morschen Antennen. Und er ist mitteldeutsch, eine Bezeichnung, die leichtfüßig dokumentiert, wes Kind er ist.

Für die einen ist es Fernsehen, für die anderen das längste Testbild der Welt. Das Sendegebiet - die Bundesländer Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, kurz *SaSaThü* - ist vermittels des Mediums Fernsehen zum Testgebiet geworden für das, was uns allen blüht, was uns fürderhin zugemutet werden wird: Hier siedelt offenbar eine Population, die Deutschlands Zukunft antizipiert. Scheint das MDR-Fernsehen ungeniert und permanent die Besitzverhältnisse bezüglich Gehirnmasse seiner Macher in Frage zu stellen, so gibt es nichts Geeigneteres als Widerpart zum Kinderkanal, als Regreßforderung der aus den Fugen geratenen Alterspyramide an die Moderne und ihr Jugendideal. Ein flächendeckendes Altenglühn.

War MDR-Fernsehen mit seinem forschen Intendanten Udo Reiter am Ruder zunächst nur eine Sendemöglichkeit für Outtakes des Bayerischen Rundfunks, gewinnt die Flimmervariante der »Super-Illu« durch den jüngst bewerkstelligten Aufkauf der Defa-Verwertungsrechte noch abstoßendere Gestalt und bestätigt sämtliche Vorbehalte, die man gegen Provinzfernsehen heutzutage überhaupt hegen kann. Ob als Seniorenresidenz für West-Moderatoren im Vorruhestand (Jan Hofer, Desiree Nosbusch etc.) oder als Wiederaufbereitungsanlage für DDR-Stars nach der Devise »Was macht eigentlich der und der?« - alles sichert auch bei schlechtem Wetter bis zu 120prozentige Einschaltquoten bei den nach Identität japsenden Freizeitparkwächtern. In Tätigkeit gesetzt wird dieser Apparat zudem als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für die Teile der Bevölkerung, die das Fernsehen satt haben. Und so ist Udo Reiter als nunmehriger ARD-Chefintendant die einzig passende Antwort darauf, daß sich im Westen keiner mit Waffengewalt gegen die deutsche Einheit gewandt hat. Selber schuld, möchte man jubeln, wenn's denn ein Grund zum Jubeln wäre.

»Aktuell« heißt die Nachrichtensendung, die von Sabine Hingst und Christoph Hörstel abwechselnd moderiert wird. Hörstel verwendet gern Wickertwetterwitze, und ob Sabine Hingst, die auch das Politmagazin »Fakt« verantwortet, menschliche Eigenschaften zuzusprechen sind, ist in der Forschung bislang umstritten. Mit einiger Sicherheit können wir aber davon ausgehen, daß es sich bei ihr um einen mit implantierter Mimik hochgetunten »Focus«-Roboter handelt (Fakten! Fakten! Fakten!).

Niemand wird wohl je die Talkshow »Riverboat« bis zu Ende gesehen haben. Und auch wir besitzen diesbezüglich nicht den Ehrgeiz, die ersten sein zu wollen. Nur soviel: In variierender Kombination führen drei Gastgeber auf dem Dresdner Elbdampfer »Florentina« am Freitagabend durch eine von einem Fiasko zum anderen schaukelnde Show, die jeder peinlich meidet, der im Gespräch bleiben will. Danach richtet sich die Gästeauswahl, die im Sommerhalbjahr mehr oder minder unterhaltsam vor Myriaden den Schiffsbauch durchsirrenden Elbmücken kapituliert. Dem Moderatorenteam um Jan Hofer nützt der Heimvorteil allerdings auch nichts.

Robby Mörre und Heike Opitz sind es, die mit Knüppel aus dem Rucksack und Botanisiertrommel durchs Thüringische wandern und dem Rentnerpublikum zeigen dürfen, wie es so um die Ecke und in ihrem Rucksack aussieht. Die Sendung rufen sie folgerichtig »Rucksack« und lassen ihre Windbeuteleien mit Panflötensynthesizern unterlegen: »Auch hier ist alles weiß, wenn es geschneit hat.« Dann gibt es »Ein Fall für Escher«, eine Art »MDR hilft«. Das ist Sterbehilfe pur von Peter Escher, äußerlich eine nachlässige Promenadenmischung aus Michael von Marianne & Michael und Guido Knopp, eine Moderatorenschablone mit Fönturm über der Panoramabrille, der die Aufforderung an den Zuschauer, sofort auf den Ausschaltknopf zu drücken, aus jeder Sorgenfalte springt. Ingo Dubinsky hingegen wird gern als Gottschalk des Ostens gehandelt. Aber nur mit Holzvergaser, ergänzen wir da und schämen uns an seiner Stelle für die Sendungen, die er zu moderieren vorgibt. Bernhard Brink serviert eine eigene »Schlagerparade«; der »Sandmann« bringt die wenigen Kleinen zu Bett, die noch wach sind. Die ästhetische Wer-wen-Frage löst Boxerface Frank Hiehle mit der »Je t'aime - wer mit wem« benamsten Partnervermittlungssendung, die sich streng dem Gedanken des Amateurvideos verpflichtet fühlt; »Arttour« heißt das Kulturmagazin, das sich keiner ankuckt, weil eben nur die Klappentexte von Büchern und die Promos von neuen CDs vorgelesen werden; »Topp 6« und »Weiß der Geier« sollen die einschlägigen Jugendsendungen sein, welche die Kids

entweder dazu motivieren, ihre Birnen als Abrißbirnen in der Platte zu gebrauchen, oder gleich die behutsame Oberleitung für den nächsten Irrenhausaufenthalt mitliefern. »Unplugged« ist eine Minitalkshow, zu der Andre Herzberg lädt, dem es noch nicht gereicht hat, Leadsänger der Rockcombo »Pankow« gewesen zu sein: Versuchsergebnis ist das größte Nullentreffen der nördlichen Halbkugel, bei dem wir uns immer wieder fragen: Warum weigern sich die Kameras nicht einfach, das wiederzugeben? Selbst wenn er eine Stimmungsgulaschkanone wie Achim Mentzel zu Gast hat. Die »Sport-Arena«, von Bodo Boeck präsentiert, als mache ein Ritterkreuzträger auf Tough guy, nehmen wir dann nur noch als eine Art drollige Volkskundesendung wahr, da sie schnarrende Gebirgsfußballspieler ohne Untertitel sprechen läßt und sich so einer wie auch immer gewohnten Zugänglichmachung widersetzt. Die stets frisch rasierte Yasmin Kalkan nicht zu vergessen, die selbst für die Sportnachrichten der »Tagesthemen« geleast wird.

MDR-Fernsehen, das sind ausschließlich Menschenversuche schlimmster Observanz, eindeutig, wäre da nicht die von geradezu rasend machender Zauberhaftigkeit geschlagene Kathrin Schirmer, die die Abschaltquoten nach unten korrigieren hilft und gelegentlich die Nachrichten des »Thüringen Journals« verliest. Ein veritabel gelungenes Ellen-Arnhold-Double, eine ... der Chronistenpinsel versagt hier schlicht.

Ein Bereich, in dem MDR-Fernsehen geradezu verschwenderisch Maßstäbe setzt, dürfte die Gewichtsklasse der volkstümlichen Musiksendungen sein. Hier ist der Born der medialen Zonen- und nunmehr Einheitshoffnungsträger. Was für unnachgiebige Vollbartträger Wolfgang Thierse, ist für die schweigende Mehrheit Achim Mentzel, ein aufgequollener Wackelpudding mit Lachsackendlosschleife. Item Stefanie Hertel, neuerdings mit Freund Stefan Mross, dem seine Trompete mehrfach um den Hals geflochten gehört. Das Hertel schlägt als naives Neutrum in der nach unten offenen Beliebtheitsskala die Leitbilder der Beitrittsdeutschen Regine Hildebrandt, Angela Merkel oder Claudia Nolte um Längen, spätestens seitdem es mit Chartbreakern wie »Über jedes Bacherl geht a Brückerl« und »A Stückerl heile Welt« blitzkriegmäßig, scheints, Sieger bei der *ZDF-Superhitparade der Volksmusik,* der *Krone der Volksmusik* und auch des *Grandprix der Volksmusik* werden konnte.

Stefanie Hertels barbarische Heimstatt bedeutet zuallererst das Vogtland, das Bayern der Zone, ein Kloßimperium, in dem man sich die Mehlschwitzen gleich intravenös zuführt. Von dort kommt die »Wernesgrüner Musikantenschenke«, die MDR-Fernsehen aus einer gewölbten Leichtbauhalle auszustrahlen versucht, deren Inneres auffallend den V-Waffenstollen gleicht, wie das eine gewölbte Leichtbauhalle eben so an sich hat. Die Archetypen volkstümlichen Fernsehtreibens - Heinz Schenk, Carolin Reiber und Karl Moik - stellt das Wernesgrüner Moderatorenpaar Manuela Wolf und Reinhard Mirmsecker längst und mühelos in den Schatten, da ist der Boden spielend leicht geebnet für die Musi, die sich derweil anschickt, das tradierte Dreigestirn der unglücklichsten Hervorbringungen menschlicher Kultur - Country, Musical, Dixieland - zu marginalisieren.

Hinein- und hinausmarschierende, grausam trötende Blasorchester, formidable Rumpfmelodien mit obszönem Schunkelzwang und abschließendes Medley, gespielt von aufgepumpten Wesen, die die Bezeichnung *Musiker* als gröbste Beleidigung empfänden und daher *Musikanten* heißen, so das Procedere. Da stimmt uns auch die Tatsache kaum konzilianter, daß man sich in Wernesgrün auf das Brauen eines hie und da weithin gerühmten Bieres versteht und selbiges, der lieben Umwelt zuliebe, aus gemütlichen Pfandflaschen trinkt.

Neueren Marketingprinzipien gehorchend, macht sich MDR-Fernsehen auch selbst Konkurrenz, indem es den Dutzendsassa Achim Mentzel mit gravierenden Fehlern im mündlichen Ausdruck durch seine Sendung »Achims Hitparade« und eine mit Pfefferkuchenhausschwanunkulissen zugepferchte Tanzdiele, die Plauener Festhalle, stolpern läßt. Aus eben dieser scheint auch sein Publikum wie von verhaltensauffälligen Linkshändern geschnitzt worden zu sein.

Kein Wunder also, daß Mentzel davon nicht leben kann und er sein täglich Affenbrot mit einem Handel für Dachdeckerbedarf verdienen muß, wie er Andre Herzberg (s.o.) gestand. Seine älteren Zuschauer werden ihn vielleicht noch aus den Sechzigern kennen und schätzen, als er im Radauensemble »Diana Show« mit phonetischen Wiedergaben internationaler Rockstandards die Instrumentenmülltrennung schon auf der Bühne vorgenommen hatte.

Just in »Achims Hitparade« und der »Wernesgrüner Musikantenschenke«, - diesen beiden Kreißsälen zerebraler Fehlgeburten, randvoll von einem kruden Crossover aus Mitropa, Bauernhof und Feldgottesdienst, der Fortsetzung der DDR mit anderen Mitteln gleichsam, haben die Mädel »viel Holz vor der Hütten« und die Buben skrotumbetonte Lederhosen, werden Cellulite und Schnauzbartflechte zum Schönheitsideal für den mitteldeutschen Mundartgenossen. Hier ist die normative Kraft von verklemmten Schweinereien und unverhohlenen Rassismen, ist die Purifikation hin zu einer aseptischen, gänzlich humor- und verstandfreien Welt voller Grinsmonster mit Fähnleinführergemüt und Handgelenktaschencharme wie kein zweites Mal so deutlich.

Irgendwie müssen wir das alles für ein häuslich anmutendes Pandämonium halten, ein sinistres Reich fernab, wo man Heinz Eggert und Arnold Vaatz tatsächlich und ohne Playback das Wort führen und festlegen läßt, wer, wenn überhaupt, gewählt wird; wo man sich »mit dem Sonnenschein im Herzen« allenfalls jodelnd oder in einer eigens erfundenen Designermundart verständlich machen muß und, Galeerensklaven gleich, wogend sich in Schunkelbatterien fortbewegt.

Dort, im MDR, sind Ursprung und Ziel der neuen Fernsehgemütlichkeits- und Verblödungsindustrie zu verorten, jenes Stückerl apokryphe Welt, wo über jedes Brückerl a Bacherl geht, wo »tausend kleine Himmel« sind und mit dem Begriff »Aufnahmeleiter« nur notdürftig umschriebene Bergmilizen ihren dezenten Schuppenwurf verbreiten und alles Junge, Fremde, Nichtgemütliche von ihren Probanden fernhalten. In diesen beiden Sendungen fokussiert sich unter physischem Mitvollzug des Auditoriums der bizarre Anspruch von MDR-Fernsehen, zugleich ost-, mittel- und gesamtdeutsch zu sein. Und die Annahme scheint berechtigt, daß, wägen wir Qualität und Sinn des übrigen Sendematerials sorgsam ab, es nur zum auf dem Rückzug befindlichen Füll- und Dämmstoff zwischen den volkstümlichen Orgien taugt, bis zu dem nicht mehr fernen Tag mit Musi around the clock.

In diesem Stückerl heile (Fernseh-) Welt also, wo Stefanie Hertel ungestraft sich wünschen darf: »Wenn ich groß bin, kauf ich mir ein Akkordeon und einen Teddy, der jodeln kann«, wird die Hölle die Seelen nicht zu sich rufen müssen. Da nämlich sind sie bereits.

Konkret 05/97, S. 54

Jens Hoffmann

Buch & Deckel

Graham Swift: Letzte Runde. Roman. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1997, 326 Seiten, 39,80 Mark

Etwa so alt wie die Armut selbst ist die fein ziselierte Lüge von ihrer Würde. Ihr zufolge ist ein armer Schlucker, der sich mit frisch gewaschener Serviette zum Hungern setzt, ein prachtvolles, gesellschaftlich vielversprechendes Kerlchen, während Leute, die vor Hunger Militärdepots stürmen, beim Würde-Test leider durchfallen und nachsitzen müssen. Analog dazu sind Geschichten, in denen irgendwelchen trüben Tassen auf die Schultern geklopft wird, hier beliebter als solche, die den herrschenden Verhältnissen den komfortablen Schein der Harmlosigkeit und »Normalität« nehmen.

Verständlicherweise also wurde Graham Swift von der Kritik für die Schilderung seiner vom Leben gezeichneten, aber angeblich vor Würde berstenden Figuren sehr gelobt. Da sind nun vier Männer, die die Asche des an Magenkrebs gestorbenen Schlachtermeisters Jack Arthur Dodds von London nach Margate fahren wollen, um sie dort über dem Meer zu verstreuen. Die vier treffen sich vor der Abfahrt natürlich in ihrer Stammkneipe, wo sie schon seit Ewigkeiten rumhängen, Gläser leertrinken, abgestandene Idiotensprüche runterleiern und sich wie richtige Männer fühlen, weil sie vom Typ hinter der Theke erkannt, geduzt und prompt bedient werden. In einem Mercedes mit cremefarbenen Ledersitzen, den Vince, der Gebrauchtwagenhändler und Adoptivsohn des Toten, besorgt hat, machen sie sich auf den Weg. Amy, die Frau des Verstorbenen, begleitet sie nicht. Der Autor schickt sie - wie schon seit fünfzig Jahren - zum wöchentlichen Besuch der Tochter June in ein Behindertenheim; »... eine Mutter war nun mal eine Mutter«. Und der mütterliche Opfergang ist ästhetisch erst dann vollkommen zu genießen, wenn er widerspruchslos getan wird.

Die Männer gelangen auf Umwegen zum Meer. Sie betrinken sich unterwegs, besuchen die Kathedrale von Canterbury, ein Denkmal für Soldaten und die Hopfenfarm, auf der sich Jack Dodds und Amy kennengelernt haben. Sie streiten ein bißchen miteinander und weinen einzeln ein wenig in Wirtshaustoiletten, bevor sie die schäbige Promenade von Margate erreichen und die Schlachtermeisterasche portionsweise in den Wind streuen.

Empörend ist an dieser Geschichte, daß es in ihr keine Spur von Empörung gibt, daß statt dessen die nichtswürdigen Lebensverhältnisse und elenden Anschauungen sogenannter »einfacher« Menschen vom Autor reproduziert und mit positiver Bedeutung aufgeladen werden. Da kauen Sechzigjährige auf den idiotischen Ratschlägen ihrer verschimmelten Eltern herum, reden feierlich von Pflicht, Stolz, Anstand, Herkunft, Kleinfamilie, Schuldigkeit, drohend von »durchhalten« und »am Riemen reißen«, wo ihnen verdientermaßen die Stimmbänder verfaulen müßten oder vernünftigerweise der Schock über die eigene Schäbigkeit in die Glieder fahren sollte. Wenn Swifts Männer an Veränderung denken, dann entweder in sentimentaler Form an verpaßte Aufstiegsmöglichkeiten oder - mit dem gewöhnlichen, abscheulichen Treter-Reflex der Getretenen - an die eigenen Wechselkursvorteile in einer andersfarbig beflaggten Billigpreis-Filiale dieser Gesellschaft: »Noch ein bißchen was vorn Leben haben. Einen Zwischenstop in Bangkok einlegen.« Wer noch nie etwas vom Kapitalismus gehört hat, muß nach der Lektüre von *Letzte Runde* auf den Gedanken kommen, daß in dieser kuriosen, offensichtlich von niemandem geliebten Gesellschaftsform vor allem eines produziert wird: atmende Wüste.

Einen Grund aber, sich über diesen Zustand zu empören, gibt es bei Swift nicht mehr. Er zeichnet seine Figuren nicht einmal mehr mit der schlichten Fähigkeit aus, den zwischen ihnen schwelenden Groll über irgendwelche Alltagsschuftigkeiten zu artikulieren. Wenn sie sich streiten, dann nicht etwa, um ihr Verhältnis zueinander zu klären, sondern mit der Absicht, sich Schmerz zuzufügen. Swifts Spießer kennen die Wunden ihrer Freunde genau und können Jahre damit verbringen, auf den geeigneten Moment zum Zuschlagen zu lauern. Miese Triumphe halten sie am Leben und versüßen ihnen die eigenen Leiden. In ihren besinnlichen Phasen beklagen sie sich selbstverständlich darüber, zu früh geboren worden zu sein. Swift gibt seinen Figuren nicht den Hauch einer Chance. Sie dürfen kein bißchen pfiffiger und besser sein als die Verhältnisse, in denen sie leben. Sie sind dazu verurteilt, Würde zu haben. An diesem Strick sind sie aufgehängt worden und müssen sich nun beim Sterben zuschauen.

Konkret 05/97, S. 54

Stefan Ripplinger

Buch & Deckel

Ulrike Hartung: Raubzüge in der Sowjetunion. Edition Temmen, Bremen/Rostock 1997, 135 Seiten, 39,90 Mark

Als Reaktion auf die deutsche Propaganda, von ihr aber sicher nicht erwünscht, tauchen in der letzten Zeit Listen mit Beutekunst auf - mit von Nazis erbeuteter Kunst, wohlgemerkt. Schon jetzt kann man feststellen, daß die Behauptung, alles von Deutschen Gestohlene sei nach dem Zweiten Weltkrieg zurückgegeben (oder zurückgeholt) worden, unwahr, wenn nicht eine Lüge ist. Nach Lynn H. Nicholas' großem Aufriß *Der Raub der Europa (s.* KONKRET 5/95) beginnt man nun selbst hierzulande, das Thema wahrzunehmen. Während nämlich beträchtliche Summen ausgegeben werden, um herauszufinden, welche von den Sowjets konfiszierten Stücke sich noch in Moskau befinden könnten, steht die Erforschung der Nazi-Kunstraubzüge ganz am Anfang.

Auf den Erkenntnissen der 1992 in Bremen eingerichteten Forschungsstelle Osteuropa basiert Ulrike Hartungs Studie über das Sonderkommando Künsberg, *Raubzüge in der Sowjetunion.* Ohne den Schwung und die Ironie von Nicholas, dafür aber akademisch-gründlich, zeichnet Hartung die Aktionen dieser auf Raub von Kulturgut - insbesondere auf kartographisches Material und Bibliotheken in der Sowjetunion - spezialisierten Abteilung nach. Ursprünglich vom Auswärtigen Amt instruiert, unterstand die von Eberhard Freiherr von Künsberg organisierte 360 Mann starke Spezialtruppe ab 1941 der Waffen-SS und gegen Ende des Krieges der Leibstandarte Adolf Hitler.

Künsberg war nicht der einzige Spezialist für Plünderung: Auch der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg und Himmlers SS-Ahnenerbe waren im Schlepptau der Wehrmacht unterwegs. Häufig entschied, wer zuerst an der Beute war, welcher Abteilung die Sichtung und Aufteilung der Schätze zufiel. Obwohl Künsberg vom Oberkommando der Wehrmacht durch einen Befehl vom 4. Juli 1942 ausdrücklich darin unterstützt wurde, »alles für die gesamtpolitische Kriegführung wichtige Feindmaterial« nach Berlin zu transportieren, ergab sich aus der Konkurrenz der Organisationen eine unüberschaubare Lage, die selbst den Reichsminister der Finanzen, Graf Schwerin von Krosigk, irritierte: »Wir selbst wissen nicht mehr, was Behörde ist und was nicht, was zu einer Behörde gehört, zu einer behördenähnlichen Gesellschaft oder zu der großen Gruppe eigennütziger Hyänen des Schlachtfelds.«

Hyänen waren alle, aber keine wollte die andere dulden. Der Freiherr, ein begabter Intrigant, wußte die Konkurrenzsituation zu nutzen und spielte seine unterschiedlichen Arbeitgeber gegeneinander aus. Künsbergs Truppe raubte »bei dem Oberfall auf die Sowjetunion 1941 in der Uniform der Waffen-SS, der GFP (Geheime Feldpolizei) oder des Auswärtigen Amtes«, berichtet Hartung. Erst als er Ende 1942 in Berlin für hochrangige Interessenten eine Ausstellung besonders schöner Beutestücke veranstaltete und dazu den Reichsaußenminister Ribbentrop nicht einlud, der sich ebenfalls gern bedient hätte, begann Künsbergs Stern zu sinken. Weitere Plünderungen durch seine Spezialisten sind aber noch bis ins Frühjahr 1943 nachzuweisen.

Ohne zur kämpfenden Truppe zu gehören, machte das Sonderkommando von der Waffe Gebrauch, wenn es sich den Weg zum »Feindmaterial« bahnte. Durch die Unterstützung der Wehrmacht war Künsberg auch zu Zeiten, als der Rest des Heeres improvisieren mußte, mit technischem Material, Lkws, Hilfskräften, Dolmetschern, Funkern usw. wohlversehen. Nach seinem Motto »Besser zuviel als zuwenig« gingen ganze Bibliotheken, Millionen von Büchern, darunter bibliophile Baude von unschätzbarem Wert, und Kunstgegenstände aller Art nach Berlin, an verschiedene Nazi-Institute, aber auch an das Preußische Geheime Staatsarchiv, große Museen und an die Nazi-Prominenz, u.a. Hitler selbst. Neben der Unterstützung der »antibolschewistischen Propaganda« und der Erforschung der »Wurzeln des Germanentums« war persönliche Bereicherung das Hauptmotiv dieser »Ausplünderung des neuen >Lebensraums«< (Hartung). Wie heute erklärte man schon damals, Kulturgüter müßten durch Deutsche »geborgen« werden, weil sie sich nur hier in guten Händen befinden würden.

Konkret 05/97, S. 55

Peter Böhm

Buch & Deckel

Paco Ignacio Taibo II, Froilan Escobar, Felix Guerra: Das Jahr, in dem wir nirgendwo waren. Ernesto Che Guevara und die afrikanische Guerilla. Edition ID-Archiv 1996, 253 Seiten, 29,80 Mark

Drei Aspekte sind es, die das vor kurzem auf deutsch erschienene Buch so interessant machen: Es ermöglicht einen kritischen Blick auf die Rebellion im Kongo, dem heutigen Zaire, es zeigt, daß die kubanische Militärhilfe für Angola und Äthiopien in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre eine Vorgeschichte hatte, und es erhellt einen Abschnitt in der Biographie Ernesto Che Guevaras, über den bisher nur Legenden kursierten.

Im März 1965 war Che Guevara zum letzten Mal in der Öffentlichkeit aufgetreten, und nach seinem Tod im Oktober 1967 wurde bekannt, daß er seit 1966 an der Spitze der bolivianischen Guerilla gestanden hatte.

Aber was tat er dazwischen? Er beteiligte sich mit 120 Kubanern an der lumumbistischen Rebellion im Kongo. Nachdem 1990 erste Gerüchte über dieses Unternehmen in der kubanischen Presse aufgetaucht waren, interviewten die Autoren Guevaras Weggefährten von damals. Außerdem spielte ihnen »eine Persönlichkeit aus dem kubanischen Staatsapparat« ein 1 50seitiges Manuskript des »Comandante« zu (»Passagen des revolutionären Krieges. Der Kongo(o, das bis heute unveröffentlicht ist. Anhand dieses Textes und der Interviewpassagen erzählen die Autoren die Geschichte der kubanischen Intervention und begleiten sie mit knapp gehaltenen Erläuterungen.

Mitte der sechziger Jahre wurde Guevaras Aufmerksamkeit auf Afrika gelenkt. Der damalige kubanische Industrieminister reiste im Dezember 1964 durch mehrere Länder des Kontinents und traf mit den wichtigsten Politikern der progressiven Staaten und Befreiungsbewegungen zusammen. Er kam zu dem Schluß: »Afrika repräsentiert ein wichtiges, wenn nicht sogar das wichtigste Schlachtfeld.« Bei mehreren Treffen in Tansania baten die Lumumbisten um militärische Ausbildung auf Kuba und um finanzielle Unterstützung. Guevara hielt dies jedoch für einen Fehler. Er schlug vor, kubanische Ausbilder in den Kongo zu schicken, weil es dort »um einen Krieg gegen den gemeinsamen Unterdrücker ging, der ebenso in Mosambique wie in Malawi, Rhodesien oder Südafrika, im Kongo oder in Angola gegenwärtig war«. Da beide Seiten fürchteten, eine Intervention des Westens zu provozieren, wenn die Anwesenheit der Kubaner bekannt werden sollte, mußte das ganze Unternehmen unter strengster Geheimhaltung geplant und ausgeführt werden.

Guevara reiste als Geschäftsmann verkleidet, mit Gebißprothese und kurzrasierten Haaren, so daß selbst enge Freunde ihn nicht erkannten. Im Mai 1965 gelangte die erste Gruppe über Tansania in den Osten des Landes. Von Anfang an gab es Spannungen zwischen den beiden Seiten. Obwohl fast ausschließlich schwarze Kubaner in den Kongo gefahren waren, die sich vorgenommen hatten, nicht zu befehlen, sondern nur zu beraten, kam es zwangsläufig zu Auseinandersetzungen über das Verhalten der Guerilla. Oft töteten die Lumumbisten ihre Gefangenen statt sie zu verhören, desertierten massenweise vor den Gefechten oder plünderten bei den Bauern, die sie hätten unterstützen können. Außerdem waren ihre Anführer untereinander zerstritten und nie bei ihren Kämpfern, wenn sie gebraucht wurden. Als die Kubaner in den Süd-Kivu kamen, verfügten die Kongolesen zwar schon über chinesische und sowjetische Waffen, aber sie waren nicht daran ausgebildet, und bevor sie in den Kampf zogen, ließen sie sich von ihren »Féticheurs« eine Medizin verabreichen, die sie unverwundbar machen sollte. Im November 66 war die Niederlage unabwendbar, und die Kubaner mußten Hals über Kopf nach Tansania fliehen.

Für das Scheitern des Unternehmens machte Guevara vor allem sich selbst verantwortlich. Er sei als »Vertreter einer ausländischen Macht« in den Kongo gekommen. Das habe ihn »zu einem Cato (gemacht), einem zähen und sturen Aufseher, was meine Beziehung zu den Revolutionsführern anging«. Entscheidender als die Spannungen zwischen Kubanern und Lumumbisten dürften für die Niederlage jedoch die Schwächen der örtlichen Guerilla gewesen sein, die nur durch die spektakulären Anfangserfolge im Frühjahr und Sommer 1964 verdeckt wurden.

Den Anstoß für die Rebellion hatte die Ermordung des ersten freigewählten Minsterpräsidenten, Patrice Lumumba, im Januar 1961 gegeben. Nachdem die Gegenregierung seines verbliebenen Kabinetts in Stanleyville (heute Kisangani) gescheitert war, schlossen sich Lumumbas Weggefährten im Oktober 1963 zum Nationalen Befreiungsrat zusammen, und der ehemalige Erziehungsminister Pierre Mulele löste im Januar 1964 die Rebellion in der Region Kwilu, nahe der Hauptstadt, aus. Im Osten des Landes kam es zu spontanen Aufständen, und eine zweite Guerilla-Armee begann den Kampf vom Tanganjika-See aus. Innerhalb weniger Monate gelang es den oft nur mit Macheten, Knüppeln oder alten Gewehren bewaffneten Lumumbisten, nahezu drei Viertel des Landes zu besetzen. Nachdem jedoch im November 1964 400 belgische Fallschirmspringer Stanleyville eingenommen hatten und ein Söldnerheer von der reichen Kupferprovinz Katanga aus den Kampf aufnahm, hatte die Rebellion ihren Zenit überschritten.

Im nachhinein betrachtet scheint das kubanische Unternehmen von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen zu sein, aber Guevaras Engagement hat zumindest die eminente Bedeutung der lumumbistischen Rebellion deutlich gemacht. »Der Kongo sollte als Basis dienen, das heißt als Zündschnur, um die Revolution in alle afrikanischen Länder zu tragen, und vor

allem war er auch strategisch für Südafrika von Bedeutung«, erinnert sich der kubanische Botschafter in Tansania an die Überzeugung des »Comandante«. Die Niederlage der Lumumbisten ermöglichte nicht nur die über dreißigjährige Diktatur Mobutus, unter der Zaire noch heute zu leiden hat, sie markierte auch einen Wendepunkt im antikolonialen Kampf des ganzen Kontinents. Das strikt antikommunistische Zaire diente fortan als Basis zur Bekämpfung der Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika.

Konkret 05/97, S. 56

Frank Schäfer

Der primäre Trieb

Wilhelm Reich - Kommunist, Wissenschaftler, Phantast? Über einige Neuerscheinungen anläßlich seines 100. Geburtstags am 24. März dieses Jahres

Gibt es einen Fluchtpunkt im ausufernden Werk Wilhelm Reichs, der sich zunächst vor allem psychoanalytischen, dann mehr und mehr politischen, sexualtherapeutischen und soziologischen Forschungen widmete, später auch Physik und Biologie einbezog, um endlich bei quasi-religiöser Mystik anzulanden? Harry Mulisch meint, einen solchen gefunden zu haben. Seine spannende und ebenso intelligente wie unwissenschaftliche Studie *Das sexuelle Boll*werk aus dem Jahre 1973, die nun endlich auch auf deutsch erschienen ist, versucht, Reichs gesamtes Denken auf eine Ur-Szene zurückzuführen, die seine Biographin und dritte Ehefrau Ilse Ollendorf überliefert: Der vierzehnjährige Willy beobachtet seine Mutter beim Beischlaf mit einem der Hauslehrer und petzt den Ehebruch dem sittenstrengen Vater; die Mutter begeht daraufhin Selbstmord ob der Schande, und der Patriarch, vom Tod seiner Frau tief erschüttert, erliegt drei Jahre später einer Lungenentzündung, nachdem er sich stundenlang in kaltes Wasser gestellt hat. Der Umstand, mittelbar am Tod seiner Eltern Schuld zu sein, hat augenscheinlich, so glaubt Mulisch, bei Reich ein Trauma hinterlassen, das sich zu einer Neurose auswächst: In seinem ganzen Leben habe er immer wieder diese Tragödie durchgespielt und nach Lösungen gesucht, die frühe Schuld zu annullieren.

Bereits Reichs Grundidee der »Sexualökonomie«, die er schon 1924 in dem Text »Über Genitalität« (mit einigen anderen Aufsätzen aus den frühen zwanziger Jahren nun wieder aufgelegt bei Kiepenheuer & Witsch) rudimentär formuliert und die für fast alle späteren Schriften das Fundament bildet, zeigt eine deutliche Kohärenz zur traumatischen Ur-Szene: Der primäre Trieb des Menschen ist die Libido; sie besteht aus sexueller Energie, die verbraucht werden muß. Staut sie sich, entstehen Ängste, Neurosen, Minderwertigkeitskomplexe, soziale Unverträglichkeit etc. Nur durch freies Ausleben der Sexualität (Bedingung: »orgastische Potenz«, »die Fähigkeit zur völligen sexuellen Hingabe«, zur »vollständigen Entladung der gesamten aufgestauten Erregung durch unwillkürliche, lustvolle Körperzuckungen«) ist man in der Lage, eine gesunde, glückliche und gesellige, kurzum »genitale Persönlichkeit« auszubilden.

Nun verhindert aber die repressive patriarchalische Gesellschaft - mit der »Zwangsfamilie« als Institution und der »Zwangsmoral« als ihrem Instrument - in der Regel diese absolute sexuelle Erfüllung. Damit wäre zunächst einmal Reichs Mutter rehabilitiert, denn ihr Ehebruch stellt sich nun als libidinöse Notwendigkeit dar (offenbar war beim Sex mit ihrem Ehemann keine vollständige »Entladung« mehr zu erreichen), gleichzeitig aber revoziert Reich damit seine eigene Schuld. Die Verantwortung für den Tod seiner Eltern trägt nunmehr allein die »Zwangsgesellschaft«, die seit mehreren tausend Jahren ein anthropologisches Erfordernis, eben die ungehinderte sexuelle Triebabfuhr, moralisch inkriminiert (und deshalb durch eine »sexuelle Revolution«, die mit der sozialistischen einhergehen soll, zu zerschlagen ist).

Das leuchtet ein. Mulisch bezieht aber auch Freud, Stalin und Hitler, die Stellvertreter der patriarchalischen Gesellschaft, mit ein in die Neurose - als reinkarnierte Väter gleichsam, die für die Bestrafung und den tragischen Schluß sorgen, den das Trauma präjudiziert: Freud, indem er Reichs Orgasmustheorie verwirft, die Libido mehr oder weniger ersetzt durch einen »Todestrieb« und, damit indirekt Reichs sozialrevolutionäres Engagement desavouierend, für eine Anpassung an die bestehende Kultur durch Triebverzicht und Sublimation plädiert; Stalin, indem er Lenins revolutionäre Sozialgesetze Stück für Stück zurücknimmt, die autoritär strukturierte Familie wieder in ihre alten Rechte einsetzt und einen repressiv-restaurativen Kurs in der Partei vorgibt, der schließlich den Ausschluß Reichs aus der KPD zur Folge hat; und Hitler, der »faschistische Urpatriarch«, indem er Reich verfolgen läßt und durch das Verbot aller seiner Bücher mundtot macht. Spätestens bei Stalin und Hitler überstrapaziert Mulisch ganz offensichtlich seine Analogie: Daß Reichs Schicksal in dieser Weise mit der Weltgeschichte verknüpft ist und folglich (sehr vage) Ähnlichkeiten mit seinem Kindheitstrauma aufweist, dürfte wohl doch eher Zufall sein - jedenfalls keine kreative Leistung der Neurose.

Auch sonst geht bei der furiosen Jagd nach Assonanzen häufig der Esprit mit Mulisch durch. So deutet er die obskuren Versuche in Oslo, wo sich Reich nun auch auf die *physiologische* Suche nach der sexuellen Energie begibt, um Freud einen unmißverständlichen Beweis für das Primat der Libido zu liefern, und schließlich sogar unter dem Mikroskop in Form von pulsierenden blauen Energiebläschen zu erkennen meint, nicht weniger obskur: »Aus der besonders großen Bedeutung, die das Mikroskop bei all dem hat, darf man ableiten, daß Reich auch damals irgendwo hindurchgesehen haben muß, und es liegt am nächsten, hierbei an ein Schloß mit einem Schlüsselloch zu denken. Fünfundzwanzig Jahre danach entdeckte er durch ein Mikroskop den *Schlüssel* zum Leben.« Ein klassischer Zirkel. Zunächst soll die Ur-Szene das Werk erläutern, nun erläutert das Werk bereits die Ur-Szene. Und Mulisch fährt fort: Was Reich damals durchs Schlüsselloch beobachtet habe, sei erschütternd gewesen, »er wußte nicht mehr, woran er war«. »Wenn man nun nach der bewährten Methode Freuds weiterforscht, dann fällt einem ein, daß es im Deutschen, Reichs Muttersprache, einen festen Ausdruck für diesen Gemütszustand gibt: *Er erlebte sein blaues Wunder.* Und dies ist wortwörtlich das, was sich ein Vierteljahrhundert später

wiederholte. Er beobachtete das orgastische Pulsieren von etwas *Blauem* durch das Schlüsselloch seines Mikroskops: Er hatte das *Wunder* gefunden.«

Bei solchen Passagen beschleicht einen leise das Gefühl, einer gut gemachten Wissenschaftsparodie aufzusitzen. Mulischs Darstellung nähert sich ihrem Gegenstand geradezu mimetisch an: Je verrückter sich Reichs Theorien ausnehmen, vor allem nach 1939 in den USA, wo er mit dem »Orgon« die universelle Lebensenergie gefunden zu haben glaubte (und für den verbotenen Orgasmus seiner Mutter endlich die absolute kosmologische Legitimation), desto abseitiger werden auch Mulischs Analogiebildungen. Seine Kernthese bleibt ungeachtet dessen durchaus bedenkenswert. Löblich außerdem (leider nicht selbstverständlich), daß er sich trotz seiner offenkundigen Sympathien für Reich jeglicher Apologetik enthält und Reichs spätere Entdeckungen, also »Bione«, »SAPA-Strahlung«, »Orgonakkumulator«, »Cloudbuster« etc. als das bezeichnet, was sie sind: Hirngespinste eines Paranoikers. Das hebt sich wohltuend ab vom Sektierertum der Wilhelm Reich Infant Trust Stiftung, die einmal mehr für die tendenziöse Bevorwortung der beiden gerade erschienenen Werkbände verantwortlich zeichnet.

Vielleicht liegt der Umschlag von der profunden psychoanalytischen Forschung zur Esoterik nicht zufällig in der Zeit um 1933/34. Die Erfahrungen dieser Jahre, in denen Reich politisch, wissenschaftlich und menschlich - bisweilen aufs Intriganteste - ausgegrenzt wird, haben sicher seine Egomanie und Halsstarrigkeit, vor allem jedoch seine Unzugänglichkeit für externe Kritik in der Folge befördert. Die von Bernd Nitzschke und Karl Fallend herausgegebene Aufsatzsammlung kreist um jene Jahre und zeichnet den *Fall Wilhelm Reich* nach, der insofern tatsächlich etwas Paradigmatisches aufweist, als sich bei seinen Auseinandersetzungen mit Freud und dessen Adepten im Kern zwei grundverschiedene Auffassungen von Psychoanalyse gegenüberstehen - wenn man so will, von Wissenschaft überhaupt: einer widerständigen, sozial engagierten, grundsätzlich politisch motivierten, wie sie Reich verkörperte, und der politisch nicht expliziten, »reinen« Wissenschaft Freuds.

Nach der Machtergreifung Hitlers mußte der schon zuvor von den Nazis verketzerte jüdische Kommunist Reich - dessen sexualhygienische Schrift *Der sexuelle Kampf der Jugend* 1932 im »Völkischen Beobachter« als »kommunistische(r) Appell an die deutsche Jugend, sich gegen alle Sittengesetze aufzulehnen«, gebrandmarkt worden war - nach Wien flüchten, um der drohenden Verhaftung zu entgehen. Dort warnt er vor allem in Reden vor der Suggestivität und zunehmenden Popularität des Hitler-Faschismus und bringt jene Freudianer gegen sich auf, die *ihre* Psychoanalyse um jeden Preis heil durch die Fährnisse der Zeitläufte bringen wollen und sich deshalb - hellsichtig und in weit vorauseilendem Gehorsam - politischer Unbotmäßigkeiten gänzlich enthalten. Freuds Tochter Anna bringt deren Position in einem Brief an Ernest Jones, den Vorsitzenden der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, auf den Punkt: »R. hat die Rücksichtslosigkeit begangen, bei seinem kurzen Aufenthalt hier in kommunistischen Versammlungen politische Reden mit psychologischem Anstrich zu halten. Was das in heutiger Zeit für die Analytische Vereinigung bedeuten kann, weiß jeder. Wir sind hier alle jederzeit bereit, uns für die Analyse zu exponieren, aber keineswegs für Reichs Ideen, die keiner von uns teilt. Der Ausspruch meines Vaters darüber ist: Wenn die Psychoanalyse verboten wird, so soll sie verboten werden, aber nicht als das Gemisch von Politik und Analyse, das Reich vertritt. ... Mein Vater ... kann nicht erwarten, Reich als Mitglied loszuwerden, ihn beleidigt die Vergewaltigung der Analyse ins Politische, wo sie nicht hingehört.«

Die NS-Machthaber brauchten nicht zu ziehen, die institutionalisierte Psychoanalyse sank ganz von alleine hin: Reich wurde von den Mitgliederlisten der Deutschen wie Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV) gestrichen und - in Absprache mit Freud - ein »Memorandum« für die Nazifunktionäre erstellt, das die eigene von der Reichschen Psychoanalyse positiv abzugrenzen suchte. Bezeichnenderweise erschien dieses Machwerk, das Reich mit gutem Recht eine »Schande für die gesamte psychoanalytische Wissenschaft und Bewegung« nannte, auch im Nazi-Organ »Reichswart«. Von seinem Ausschluß erfuhr Reich übrigens erst ein Jahr später - als er während des Luzerner Psychoanalytischen Kongresses seinen angemeldeten Vortrag nur mehr als »Gast« halten durfte. Infamie paart sich mit Feigheit.

Nitzschkes und Fallends Beiträge, die jene Intrige gegen Reich zum ersten Mal auf eine solide Quellengrundlage stellen, korrigieren die vom Freud-Adepten Ernest Jones in die Welt gesetzte und von den Wissenschaftshistorikern brav kolportierte Lüge, Reich sei freiwillig aus der IPV ausgetreten - woran natürlich immer der latente Vorwurf geknüpft war, er habe die wissenschaftliche Auseinandersetzung gescheut. Daß dieses opportunistische Ränkespiel, vor allem jedoch der allzu prompte und demütige Kniefall der deutschen Analytiker vor der Macht, moralisch zu verwerfen ist und daß andererseits Reichs obstinater Widerstand gegen das Hitler-Regime für sich selbst und damit für ihn spricht, habe ich bisher für selbstverständlich gehalten - muß mich aber von der »Frankfurter Rundschau« und der »Taz« durchaus eines Besseren belehren lassen. Katharina Rutschky beispielsweise gibt in der »Literatur-Rundschau« (19.3.97) kritisch zu bedenken, daß unsere Kultur »gern Märtyrer und Dissidenten - oft ganz ungeachtet ihrer Intentionen und wirklichen Bedeutung« - prämiere. So als ob sich an Impetus und intellektueller Größe eines NS-Widerständlers der Respekt bemißt, den man ihm doch wohl zunächst einmal uneingeschränkt zollen muß. Zumal »unsere Kultur« die Dissidenten Nazi-Deutschlands gar nicht so gern prämiert hat, wie Rutschky glauben machen will. Man denke nur an die jahrzehntelange Indolenz der Germanistik gegenüber einer nichts weniger als unbedeutenden Exilliteratur.

Aber es geht noch weiter. Rutschky wirft den Herausgebern Nitzschke und Fallend vor, »eigentlich alte Schlachten« zu schlagen, »über deren Ausgang kein Zweifel mehr bestehen kann«, und glaubt offenbar allen Ernstes, »Reichs Austritt oder Ausschluß aus den psychoanalytischen Vereinigungen« mache »im Lichte seiner späteren Entwicklung einen guten Sinn«. Zunächst einmal muß man sich angesichts solcher Sätze fragen, ob Rutschky das Buch überhaupt gelesen hat, da sie immer noch nicht weiß, ob es nun ein »Austritt oder Ausschluß« war. Oder ist es ihr vielleicht nur egal? Etwa auch die für den Ausschluß verantwortliche Politik der Anbiederung an die neuen Machthaber? Sollte das am Ende gemeint sein, wenn sie gelangweilt von den längst geschlagenen »alte(n) Schlachten« spricht? Verdruß über eine erneute Auseinandersetzung mit der Bereitwilligkeit, mit der auch die Wissenschaft ihr braunes Schlammbad nahm? Genauso unverzeihlich aber ist ihr Versuch, die Machenschaften der Freud-Jünger mit Reichs späterem Wahnsinn, also gleichsam ex post zu rechtfertigen, als hätten schon 1933/34 alle gewußt, daß es mit jenem kein gutes Ende nehmen könne. Das hat man damals allenfalls gehofft - und einiges dafür getan, daß es schließlich so gekommen ist.

Hin- und hergerissen ist dagegen die »Taz« (vom 20. 3. 97). Sie mißbilligt zwar die »häßliche Intrige« und die »Selbstgleichschaltung« der deutschen Psychoanalytiker: »Aber den großen moralischen Hammer sollte man doch nicht schwingen. ... Nur wer die Bereitschaft zur Selbstzerstörung für ein moralisches Plus hält, kann das (Verhalten der Wissenschaftler, F.S.) verächtlich finden. Reich hingegen zeigte jene Kompromißlosigkeit, Realitätsflucht und Egozentrik, die ... am Ende sein Untergang war.« Mit anderen Worten: Nur ein pathologischer Fall wie Reich versuchte damals etwas gegen die Nazis zu unternehmen, wer noch ganz richtig im Kopf war, marschierte im Gleichschritt hinterdrein.

Stimmt ja, leider. Abgesehen davon kann zur damaligen Zeit von »Realitätsflucht« bei Reich absolut keine Rede sein, ist es mithin unstatthaft, seine moralische Integrität mit der späteren Paranoia zu diskreditieren.

Wer eine Antwort darauf sucht, wie aus dem einstigen Musterschüler Freuds der Wissenschaftsphantast und schließliche Sternenkrieger werden konnte, der gerade noch rechtzeitig seinen Cloudbuster in Stellung bringt, um die Welt vor den Angriffen Außerirdischer zu retten - der findet sie vielleicht in den nun auszugsweise edierten Briefen und Tagebüchern von 1934-1939, also just aus jener Zeit nach dem Bruch mit der IPV und den Kommunisten, in der ihn die Nazis zur Emigration nach Schweden (später Norwegen) zwangen. Hier kann man nun nachlesen, wie sehr Reich unter der Ablehnung und zunehmenden Isolation gelitten hat. Einstige Glaubensbrüder treiben Häresie, andere konvertieren gleich ganz, von der wissenschaftlichen Welt wird er als Scharlatan abgetan und marginalisiert, beharrlich hetzt die reaktionäre Presse gegen ihn (ein Osloer Schmierblatt etwa empfiehlt ihm einen KZ-Aufenthalt), und in seiner unmittelbaren Umgebung brodelt die Gerüchteküche: Er hypnotisiere seine Patienten, sperre sie in ein Zimmer und lasse sie miteinander koitieren - oder trete dabei höchstselbst in Aktion. Und immer droht die Gefahr, daß auf das allgemeine Haberfeldtreiben die Abschiebung folgt. Kein Wunder, daß ein selbstgefälliger egozentrischer Dickschädel wie Reich sich nun erst recht in die Arbeit stürzt - und sich zwangsläufig darin verrennt: »Ich fühle mich nur noch in meinem Zimmer wohl. Hier bin ich noch der alte Willi *Reich.* Draußen im >Leben<, im Café, im Kino bin ich der >merkwürdige Mann<, >der Fremde<, >der: es gibt auch anständige Juden<. / Siegen oder kaputtgehen - that's the question.«

Harry Mulisch: *Das sexuelle Bollwerk. Sinn und Wahnsinn von Wilhelm Reich. Aus* dem Niederländischen von Gregor Seferens. Carl Hanser Verlag, München 1997, 200 Seiten, 36 Mark

Karl Fallend, Bernd Nitzschke (Hrsg.): *Der Fall Wilhelm Reich. Beiträge zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik.* Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt a.M. 1997, 374 Seiten, 27,80 Mark

Wilhelm Reich: *Frühe Schriften 1920-25.* Kiepenheuer & Witsch, Köln 1997, 340 Seiten, 24,80 Mark Wilhelm Reich: *Jenseits der Psychologie. Briefe und Tagebücher 1934-1939.* Herausgegeben und mit einer Einführung von Mary Boyd Higgins. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1997, 389 Seiten, 56 Mark

Konkret 05/97, S. 59

Joachim Rohloff

Infame Fakten

Eine Studie Über die »Soziologie im Dritten Reich« hat die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« an den Rand der Raserei gebracht

Für schlimmer noch als ein »tadelloser Antifaschist« gilt in den Spalten der »FAZ« ein »Nazijäger«. Der Antifaschist heißt im speziellen Fall Alfred Weber, den Wiesenthal der Sozialwissenschaften gibt der Osnabrücker Soziologe Carsten Klingemann, und die vernichtende Kritik schreibt sein Marburger Kollege Dirk Käsler (»FAZ«, 12.2.97): »Nach jahrzehntelanger Perpetuierung der Legende einer restlosen >Auflösung<der Soziologie im Deutschland des Nationalsozialismus kreist ein kleiner Ausschnitt der Diskussion ebenso einseitig um die radikale Gegenposition, die eine bruchlose Kontinuität der deutschen Soziologie behauptet.« Klingemann vertrete diese Gegenposition, um die der Ausschnitt einseitig kreist, besonders konsequent. Ein »unedles Waidwerk« treibe er, und in seinem Buch über die *Soziologie im Dritten Reich* präsentiere er nunmehr eine »infame Strecke«. Was darf man von einem, der »alle >Nazis(unter den reichsdeutschen Soziologen enttarnen« will, auch anderes erwarten als ein »soziologisches Gruselkabinett«, absichtliche Unredlichkeit, »systematische Denunziation«, »subtilen Rufmord« und »verleumderische Diffamierungskampagnen«?

Zum Beispiel die Erkenntnis, daß selbst die wahnsinnige Naziideologie zur Sicherung ihrer Herrschaft und bei der Realisierung ihrer irrationalen Absichten auf rationale Methoden angewiesen war. Wenn die deutsche Soziologie - wie es deren Lebenslüge will - 1933 in äußere oder innere Emigration getrieben wurde, so blieb doch ihr Gegenstand zurück. Und der mußte im Interesse des Regimes irgendwie bearbeitet werden. Denn »die eigene Weltanschauung ersetzte kein Fachwissen«, und die Ideologie von Blut und Boden beispielsweise geriet alsbald in Widerspruch zu den Notwendigkeiten der Rüstungswirtschaft.

Als »Interventionsstaat auf industrie-kapitalistischer Basis«, dessen gestalterische Ambitionen sich zunächst auf die eigene Gesellschaft, dann auf ganz Europa richteten, entwickelte das Dritte Reich einen erhöhten Bedarf an Expertenwissen. Der Bereitstellung von Arbeitskräften für die Rüstungsindustrie diente die soziologische Erforschung der ländlichen Bevölkerungsstruktur. »Angesichts der mehrere Millionen Personen betreffenden Umsiedlungsaktionen, denen Vertreibung oder Ermordung der ansässigen Bevölkerung vorangingen, und angesichts der Tatsache, daß sogar begonnen worden war, den gigantomanischen >Generalplan Ost< zu realisieren, darf nicht übersehen werden, daß ohne sozialwissenschaftliche Ostexperten die >Neuordnung des Ostraums< nicht hätte begonnen werden können.«

Da aber die traditionellen Zuträger von Informationen (Parteien, Gewerkschaften, Verbände, freie Presse) ausgeschaltet und die akademische Sozialforschung nach »rassischen« und politischen Kriterien gesäubert worden waren, entwickelte man alternative Formen der Informationsbeschaffung. Zunächst außerhalb der Universitäten entstand eine Sozialforschung, die, um dem Regime auf Dauer wirklich nützlich zu sein, eine relative Autonomie bewahren durfte. Beiläufig vollzog sich so die Modernisierung der deutschen Soziologie im Sinne einer empirischen Sozialwissenschaft, die nach dem Krieg von ehemaligen »Reichssoziologen« in der Bundesrepublik fortgesetzt wurde.

In sechs Einzelstudien über die »Kölner Soziologie«, das Berliner Institut für Grenz- und Auslandsstudien, das Soziographische Institut an der Universität Frankfurt am Main, die Frankfurter Gesellschaft für Sozialwissenschaft, das Heidelberger Institut für Sozial- und Staatswissenschaften sowie über »Sozialwissenschaftler im Einflußbereich Alfred Rosenbergs« untersucht Klingemann die Entwicklung der akademischen Soziologie nach 1933 und die Karrieren einiger ihrer Vertreter. Dabei stellt sich heraus, daß universitäre Sozialwissenschaft den Zwecken des nationalsozialistischen Staats insbesondere durch die »Amalgamierung« mit außeruniversitärer Sozialforschung in diversen Einrichtungen der Partei, der Deutschen Arbeitsfront, der SS und des RSHA nutzbar gemacht wurde. So beschäftigte die DAF in ihrem 1935 gegründeten Arbeitswissenschaftlichen Institut 600 haupt- und nebenamtliche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler. Einige Soziologen, die an der »Neuordnung« Europas gearbeitet hatten, durften sich nach 1945 in der Bundesrepublik mit deren Folgen beschäftigen, etwa mit dem Flüchtlingsproblem.

Käsler hat von alledem offensichtlich nichts verstanden; er glaubt, es gehe um Personen. »Zum einen rückt er (Klingemann) die bislang für untadelig Gehaltenen in die gedankliche Nähe der Nazi-Ideologie, indem er zum Beispiel auflistet, wie häufig sich manche >Reichssoziologen< mit dem Werk Max Webers auseinandersetzten - dieser also durchaus kein >geächteter< (!) war; oder indem er beispielsweise Webers Neffen, Eduard Baumgarten, Parteimitglied und Mitglied im NS-Lehrerbund und im NS-Dozentenbund, in die gedankliche Nähe seines 1920 verstorbenen Onkels stellt. Zum anderen konstruiert er ein untadelig antifaschistisches Verhalten, an dem er die von ihm untersuchten Soziologen mißt. Am Beispiel seines Vorgehens in Sachen Alfred Weber sei diese hinterhältige Vorgehensweise illustriert, nach dem Motto: Irgendwas wird schon hängenbleiben.«

So geht's zu im seriösen Feuilleton: Alles ist falsch und erlogen, und es bleibt nur der ästhetische Trost, daß sie den Schrott wenigstens in schrottreifem Deutsch vortragen. Die Konstruktion eines untadelig antifaschistischen Verhaltens ist natürlich grober Unfug; kein Wort davon in Klingemanns Buch. Baumgarten wird nicht in die geistige Nähe seines Onkels gerückt, indem er in dieselbe gestellt wird; vielmehr berichtet Klingemann von den gescheiterten Versuchen Heideggers und des NS-Philosophen Hans Heyse, Baumgartens akademische Karriere kraft Sippenhaftung zu behindern. Käsler rezensiert am Rande des Infarkts und vergißt dabei, daß er selbst den Neffen noch 1995 in die Nähe des Onkels schob: Zu denjenigen, »die insbesondere mit der Heidelberger Phase Max Webers verbunden sind« und deren »Interpretationen des Lebens und des Werks von Max Weber« nach dem Zweiten Weltkrieg »bedeutungsvoll« wurden, zählte er auch Eduard Baumgarten. Vielleicht wußte er damals noch nicht von dessen ehemaligen Mitgliedschaften.

Wirkliche oder nur vermeintliche Nähe zur Familie Weber mußte einer Karriere im Dritten Reich nicht abträglich sein. So habe sich in Krakau »ein kleiner Kreis von früheren Schülern Max Weber's (!)« versammelt, schrieb der »Generalgouverneur« Hans Frank im November 1944 an Alfred Weber und bat ihn um einen Aufsatz über seinen Bruder, damit »von berufener Stelle aus dieses einzigartigen bedeutenden Mannes gedacht« werde. Im folgenden Monat lud Otto Ohlendorf, der Leiter des Sicherheitsdienstes-Inland der SS und ehemalige Kommandant der Einsatzgruppe D, »im Rahmen des Reichswirtschaftsministeriums Vertreter soziologischer Arbeitsrichtungen zu einer Aussprache nach Berlin«, und zwar in jene Villa, in der die Wannsee-Konferenz stattgefunden hatte. Hier plädierte Karl Heinz Pfeffer, der »Prototyp des NS-Karrieresoziologen«, für eine an Max Weber orientierte empirische Sozialforschung: »Die entscheidenden Ansätze zu einem deutschen soziologischen Denken ... sind doch die, die der Verein für Sozialpolitik und die große Enquete Max Webers eingeleitet haben, die fotografische Methode, die gar nicht klar genug sein kann.«

Infam sind doch wohl nur die Fakten.

Carsten Klingemann: *Soziologie im Dritten Reich.* Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1996, 344 Seiten, 98 Mark

Konkret 05/97, S. 60

Carsten Otte

Anliegen der Gesellschaft

Obwohl Geschäftsberichte Blättersammlungen mit belanglosem Inhalt sind, haben sie nicht nur die Sprache der Geschäftsleute, sondern vor allem die Alltagssprache geprägt

Der Geschäftsbericht, zu dessen alljährlicher Veröffentlichung größere 3 Konzerne durch das Publikationsgesetz aufgefordert werden, ist ein absonderliches Schriftstück. Die in ihm vorgestellten Zahlen und Daten versteht nur, wer Betriebswirtschaft studiert oder sich auf anderem Wege die Grundzüge kapitalistischer Unternehmensorganisation angeeignet hat. Die übrigen Verlautbarungen eines Geschäftsberichts jedoch, die Beiträge zur sogenannten Philosophie des Hauses oder die Prognosen über die ökonomische Zukunft der Firma, sind in der Regel so nebulös gehalten, daß weder die Beschäftigung mit Meister Eckhart noch ein Lektürekurs bei den Scientologen zum Verständnis dieser Ausführungen beiträgt.

Das liegt vornehmlich daran, daß die Autoren der Geschäftsberichte nicht die Aufgabe haben, sinnvolle Texte zu fabrizieren, sie müssen bloß das dröge Informationsmaterial mit freundlichen Worten ausschmücken, wobei es darauf ankommt, von dem angeblichen Geheimnis des Erfolgs zu berichten, ohne dieses Geheimnis zu verraten. Weil das gar nicht so einfach ist, sind die meisten Marketingexperten dazu übergegangen, ausführlich etwas zu schildern, was gemeinhin die *corporate identity* einer Firma genannt wird.

Wie die Betriebsidentität und damit auch die Sprache des Geschäftsberichts aussieht, hängt von den Waren ab, die der Betrieb verkauft. Im Bankwesen geht es ein wenig seriöser zu, in der Modebranche gibt man sich bewußt ungezwungen. Eine Regel für den Stil eines Geschäftsberichts läßt sich aber nicht aufstellen. Die Werbeleute einer Versicherungsgesellschaft setzen zuweilen auch auf den Stabreim, bei einer multinationalen Computerfirma zieht man mitunter eine schwungvolle Prosa vor. Ein wenig surreal sind alle Artikel in einem Geschäftsbericht: Über die wirklichen Zustände im Konzern oder die tatsächlichen Chancen auf dem Markt wird meist nichts ausgesagt. Warum auch? Die Konkurrenz muß ja nicht alles wissen. Obwohl die Geschäftsberichte also Blättersammlungen mit belanglosem Inhalt sind, haben sie nicht nur die Sprache der Geschäftsleute, sondern vor allem die Alltagssprache geprägt.

Im Geschäftsbericht der Chase Manhattan Bank heißt es unter der Überschrift »The Chase Vision«: »Our behaviour is guided by fundamental values that flow from a total commitment to integrity.o Die »fundamentalen Werte« lauten unter anderem: »customer focus, respect for each other, teamwork, initiative, professionalism and quality«. Die Firmengrundsätze der New Yorker Bank unterscheiden sich kaum von denen anderer Kreditanstalten, und weil alle dieselben Parolen ausgeben, glauben nicht nur die Mitarbeiter, sondern meist auch die Kunden daran.

Die Phrasen der Manager gehören längst zum Stammvokabular der Bevölkerungsmassen. Von einer notwendigen »Kundenorientierung« und einer noch viel notwendigeren »Professionalität« schwadronieren mittlerweile selbst linke Kleinunternehmer. Weil keiner mehr etwas von Kulturindustrie und instrumenteller Vernunft hören will, verändert man nicht nur die Produktpalette, sondern auch die Werbestrategie. Auch der linke Kleinunternehmer ist in erster Linie Unternehmer, was keiner ihm vorwürfe, wenn er nicht mit den gerade erlernten Begrifflichkeiten herumproleten würde, als sei es eine Selbstverständlichkeit, die zackige Geschäftsprache zu beherrschen. Vielleicht orientieren sich manche jener Kleinunternehmer aber auch nur weiterhin am Proletariat: Die Arbeiter plaudern inzwischen ja auch beim Mittagstisch an der Frittenbude im gepflegten *business slang,* als läsen sie allesamt Zeitschriften wie »Max« und »Fit for Fun«.

Der Geschäftsbericht des Modeherstellers Hugo Boss liest sich nicht umsonst wie ein flottes Modemagazin. Unter dem Titel »Challenge & Inspiration« steht dort beispielsweise geschrieben: »Kultur ist ein Spiel ohne Grenzen. Ihre Botschafter sind Nomaden, die ruhelos umherziehen und sich nicht festhalten lassen. Sie prägen Trends und Moden. Sie verweilen an einem Ort, solange sie beherbergt werden und man sich mit ihnen beschäftigt. Wo sie sich niederlassen, nehmen sie neue Eindrücke auf, verbinden sich mit ihnen und machen sich so bereichert wieder auf den Weg zu neuen Ufern. Diese Werte zu erkennen, ist Aufgabe des Unternehmertums und seiner Sponsorentätigkeit.« Wahrscheinlich begreifen auch die Macher der Modemagazine ihr Metier als eine Art Nomadenkultur, immerhin hat Felix Perlesztein, der Verfasser jener Zeilen im Boss-Geschäftsbericht, den Freunden der Presse erklärt, daß man sich das kulturelle Diplomatendasein nicht aussuchen könne, daß man quasi gezwungen sei, permanent »Trends«, »Eindrücke« und »Moden« aufzunehmen, um dann wieder »zu neuen Ufern« aufzubrechen: »Jedermann, der seine unmittelbare Umgebung verläßt, wird zu einem Kulturbotschafter. Er führt das Gepäck seiner kulturellen Eigenart mit sich. Kultur trägt man im Kopf, und Kultur trägt man am Körper. Kultur ist eine Denkungsart, und Kultur ist ein Bekleidungsstil.« Ergo: Kultur ist Boss, und Boss ist Kultur. Die Schlüsselbegriffe in einem Geschäftsbericht haben keine Bedeutung, sondern nur eine plakative Funktion. Perlesztein hätte, ohne die message zu ändern, statt »Kultur« auch die Wörter »Leben«, »Bewegung« oder »Freude« verwenden können.

»Wärme, Emotionalität und Leidenschaft, verbunden mit einem Höchstmaß an technischer Kompetenz, werden die Zukunft von Audi prägen«, heißt es im Geschäftsbericht des Automobilherstellers, und man fragt sich, wie ein Auto

»Wärme« oder »Emotionalität« verkörpern kann. Oder sind damit die Verhältnisse in den Fabriken und Verwaltungseinheiten gemeint? Wird etwa dort mit »Leidenschaft« gearbeitet? Oder ist der Slogan so zu verstehen, daß die Kunden beim Anblick eines Audi-Autos künftig ihren Gefühlen freien Lauf lassen können, müssen oder dürfen? Wie werden wohl die neuen Audi-Modelle aussehen? Wie sieht überhaupt die »Zukunft von Audi« aus?

Ein Geschäftsbericht verkündet immer eine frohe Botschaft, selbst kurz vor der Pleite wird noch Hoffnung geschöpft und Optimismus verbreitet. Deshalb ähnelt der Geschäftsbericht einem religiösen Traktat. Je mehr versprochen wird, desto weniger darf man glauben: »Getreu unserem Leitbild pflegen wir einen sorgsamen Umgang mit Ressourcen und kümmern uns um den Schutz der Umwelt und um Anliegen der Gesellschaft, deren Teil wir sind«, predigt H. J. Langmann, Geschäftsführer der Pharmagruppe Merck. »Schutz der Umwelt«? Bei einem Umsatz von über sechs Milliarden Mark pro Jahr durch den Verkauf von mehr oder weniger giftigen Produkten hilft offensichtlich nur die Orwell-Taktik. Schade nur, daß Langmann nicht erläutert, was er bzw. sein Chemiekonzern denn unter einem »Anliegen der Gesellschaft« versteht.

Wird in einem Geschäftsbericht hingegen angekündigt, daß der Handel »enttäuschend« verlaufen sei, dann steht die Pleite kurz bevor. Im »Bericht über das Geschäftsjahr 1995« der Brau und Brunnen AG beschwor man schon die »Reduzierung der Verluste« und beklagte sich darüber, daß der Börsengang »nicht den gewünschten Erfolg« erzielte. Die Finanzprobleme des Getränkemonopolisten im vergangenen und in diesem Jahr durften daher nicht verwundern: Wer im Kapitalismus jammert, hat sowieso schon verloren. Deshalb verbreiten die Konzerne in ihren Geschäftsberichten hauptsächlich erfreuliche Nachrichten. Die Reklamestrategen der Lufthansa AG schwärmen etwa vom »>Wir-Gefühl< der Lufthansa-Beschäftigten« und vom »Stolz, in einem Unternehmen des Lufthansa-Konzerns tätig zu sein«. Beim Reifenspezialisten Continental steht man auf das Prinzip Kohl: »Die Geschichte von Continental liest sich wie ein Versprechen: Auf ihrem Weg ins neue Jahrhundert wird das 1871 aus den bescheidenen Anfangen einer kleinen Gummi-Warenfabrik emporgewachsene Unternehmen wie in den vergangenen 125 Jahren jede Situation mit dem Mut zur Zukunft meistern.« Geschichte. Versprechen. Bescheidenheit. Mut. Zukunft. Das ist also der Schlüssel zum Erfolg.

Fürchtet ein Konzernherr, daß die Geschäfte demnächst schlechter laufen werden, muß er entweder eine Lüge auftischen oder sich eine Entschuldigung ausdenken. Gerd Schulte-Hillen, Vorstandsvorsitzender von Gruner + Jahr, macht im aktuellen Geschäftsbericht des Hamburger Druck-Verlagshauses den Kardinalfehler, die Schuld für das eigene Versagen den Verbrauchern in die Schuhe zu schieben: »Ob ein Blatt erfolgreich ist, entscheiden die Leser: täglich, wöchentlich, Monat für Monat. Es gibt wenige Wirtschaftsbereiche, deren Marktbedingungen so transparent, so wettbewerbsintensiv und so demokratisch sind wie die Welt der Printmedien.« Daß es in der Welt der Printmedien keineswegs demokratisch zugeht, weiß zumindest der Bertelsmann-Kollege Mark Wössner: »Aufgabe der Politik ist es, Meinungspluralismus und kulturelle Vielfalt zu sichern. Dies darf nicht dazu führen, daß durch überzogene Regulierungsmaßnahmen die Entwicklungen einer jungen Industrie behindert werden.« Die Monopolisten haben sich seit je darüber beschwert, daß kleinbürgerliche Politiker den Spleen hätten, auf Kosten der Konjunktur den Mittelstand zu unterstützen. Es gehört zur Propaganda der Monopolisten, überall eine Gefahr für das freie Wirtschaftsleben auszumachen. Weil die Bedrohung durch den Kommunismus gebannt scheint, sind nun die Demokraten, Pluralisten und die anderen Anhänger der Vielfalt unter Beschuß. Das Engagement für die liberale Eigentumsordnung ist ein bewährter Promotiongag, auch wenn bislang noch kein Bürgersmann versucht hat, die Vertragsfreiheit derart einzuschränken, daß die Konzentration des Kapitals verhindert worden wäre.

Früh lernt der Nachwuchs die Sprache des Geschäfts. In der Hochschule, während der Praktika, spätestens aber bei der Bewerbung werden die angehenden Manager auf einen Jargon eingestimmt, der eigentlich gar keiner ist. Denn während der Jargon etwas verbirgt, das Ideologiekritik zu enthüllen vermag, brauchen die Slogans der Geschäftsleute nicht interpretiert zu werden. In der »Messezeitung zum 8. Deutschen Absolventen-Kongreß am 20./21. November 1996 in Köln« hat die Deutsche Bank eine Anzeige veröffentlicht: »Leistung ist der Weg. Karriere das Ziel.« Da weiß der Absolvent, was los ist. Für die Deppen unter den Studienabgängern wird hinzugefügt: »Mit unserer individuellen Trainerausbildung sprechen wir High-Potentials an, deren Leistungswille mit überdurchschnittlicher Leistungsfähigkeit übereinstimmt. Eben Menschen mit Biß!« Bevor die »High-Potentials« und »Menschen mit Biß« zu ihrem ersten Vorstellungsgespräch dackeln, informieren sie sich, wie sie bei einer solchen Veranstaltung ihren »Leistungswillen« und ihre »überdurchschnittliche Leistungsfähigkeit« präsentieren sollen. Hans-Joachim von Plüskow empfiehlt in seinem »Capital«-Ratgeber »Die richtige Bewerbung für Hochschulabsolventen und Führungskräfte«: »Beherzigen Sie das vielzitierte Motto >Tue Gutes und rede darüber<. Sagen Sie niemals >Ich habe keine Fragen mehr(. Munitionieren Sie sich für peinliche Gesprächspausen.«

Mit dem Revolver im Gepäck reisen die jugendlichen Interessenten also an, doch wenn sie gefragt werden, was sie denn auf der Universität gelernt hätten, ziehen sie für gewöhnlich nicht den Colt aus der Tasche und ballern den Personalchef über den Haufen, sondern zitieren wahrscheinlich Martin A. Armstrong, den berühmten Lehrer von der Business School in Princeton: »Economics is a social science and for any economic model to disregard the human element is to commit a serious and potentially disastrous error. The most important contributing factor to our models is the human factor, and within the human factor lies the most powerful for economic forces - CONFIDENCE.« Ob das alles sei, was der Bewerber gelernt habe, wird der *headhunter* fragen. »Nein«, muß der Kandidat flugs antworten, wenn er nicht sofort nach Hause

geschickt werden will, »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser«. Das Gespräch ist gelaufen, der Bewerber eingestellt. Erfolgreich ist, wer Sprüche klopft. Und beim Sprücheklopfen muß man noch nicht einmal *innovativ* sein.

Konkret 05/97, S. 62

Knud Kohr

Bewegung 2. Juni revisited

Till Meyer und Inge Viett, Staatsfeinde von einst, haben ihre Autobiographien geschrieben

Als Peter Lorenz im Februar 1975 entführt wurde, war ich neun Jahre alt. Selbst wenn ich von dieser Tat erfahren hätte, hätte sie wohl kaum mein Interesse geweckt. Anfang der 80er Jahre - erste Ahnungen von Politik begannen, in mir herumzuwabern - hielt ich die verbliebene Handvoll Leute, die ernsthaft versuchten, mit Waffengewalt gegen einen Staat anzukommen, der Nachrüstungsbeschlüsse, Atomprogramme und Olympiaboykotte, ohne mit der Wimper zu zucken, durchdrückte, schlicht für arme Irre. Politischer Terrorismus in der BRD der 70er ist für meine Generation schon Zeitgeschichte.

Das kam mir beim Lesen zweier politischer Biographien, die Mitglieder der »Bewegung 2. Juni« verfaßt haben, in den Sinn: *Staatsfeind* von Till Meyer war die eine, *Nie war ich furchtloser* von Inge Viett die andere. Wenn ich mich über diese Bücher äußere, dann hat das den Nachteil, daß ich große Teile der beschriebenen Zeit nicht politisch bewußt erlebt habe, mir deshalb mancher Deckname, manche Anspielung nicht entschlüsselbar ist. Andererseits hat es den Vorteil, daß ich nicht zu jenen Leuten gehöre, die Jacob Arjouni so trefflich beschrieben hat. Die gehen mit dir durch die Stadt, zeigen plötzlich auf ein Fenster und stammeln ehrfürchtig: »Da hat sich die Ulrike mal versteckt.«

Till Meyer hat sich bei seinem Lebensbericht für die Bestseller-Lösung entschieden. Sein *Staatsfeind,* der bereits seit einigen Monaten auf dem Markt ist, erscheint im »Spiegel«-Buchverlag und muß sich ordentlich verkaufen. Genauso ist diese Biographie auch geschrieben und lektoriert. Meyer beginnt das Buch mit seinem größten Knaller, der Lorenz-Entführung. »>Bist du auch aufgeregt?< Ella blickte mich über den Rand ihrer Kaffeetasse an. >Nein, nicht doll, ich habe ein gutes Gefühl für heute.< Kaum hatte ich das gesagt, spürte ich, wie mir der Schweiß aus den Achseln lief. ... Klackend repetierte ich ein letztes Mal das ganze Magazin der Pumpaction - alle Schrotpatronen zogen sauber durch und flogen glatt raus.«

Ein Kapitel lang hält er mit seinem Hard-boiled-in-Schlaghosen-Stil tatsächlich gefangen. Doch danach, je mehr er über seine Kindheit in Berlin und Trier, seinen Weg in den Untergrund, sein Gefangenendasein und seinen Ausstieg erzählt, desto klarer wird, daß der Mann hochgradig eitel ist. Keine bewaffnete Aktion, die er nicht seitenweise auswalzt; die Ermordung Günter von Drenkmanns ist nur ein besonders sensationslüsternes Beispiel. Und kaum ein Genosse, dem er nicht Versäumnisse und Kleingeist vorwirft. Meyer gegen alle. Daß deutlich mehr über seine Lederjacken, Liebschaften und Lieblingsrestaurants zu lesen ist als über politische Konzepte seiner Bewegung, nervt bis zum blanken Ärger. Dabei hätte mich so vieles interessiert: Wie zum Beispiel kommt man darauf, den Staat umstürzen zu können, wenn man sein Einsatzgebiet auf Berlin beschränkt? Was reitet einen, wenn man mit der Lorenz-Entführung Genossen freipressen will, ohne sich vorher ihrer Fluchtbereitschaft versichert zu haben?

Seit 1987 ist Till Meyer frei und lebt vom Journalismus. »Dabei ist er«, seiner Selbstauskunft zufolge, »genauso listig, so subversiv und immer wißbegierig auf neue Informationen aus, als gelte es nun, den gerade Regierenden Bürgermeister zu entführen.« Wer so über sich selbst schreibt, war und ist vor allem eine Arschbacke, möchte ich hinzufügen.

Das findet übrigens auch Inge Viett. In ihrem bei Nautilus verlegten Buch *Nie war ich furchtloser* wird Meyer nur selten erwähnt, und wenn es sich gar nicht umgehen läßt, dann mit Abscheu. »Jahre später liest Anna in einer Zeitung, daß er von dieser Befreiungsaktion als >seinem Ausbruch< sprach. Das machte sein ganzes Maulheldentum deutlich. «

Inge Viett zeigt sehr viel nachvollziehbarer als Meyer in seiner Profilierungssucht und seinem Aktionismus, woraus sich ihr radikaler Protest gegen die BRD speist(e): aus einer grundsätzlichen Distanz zur politischen und sozialen Kultur der Bundesrepublik. Die zeigt sich schon früh, wenn sie in ihrem chronologisch angelegten Buch auf ihre Kindheit eingeht. Die Jahre im Kinderheim, die grobschlächtige Pflegemutter in einem schleswig-holsteinischen Dorf, sexueller Mißbrauch und eigene, abweichende Sexualität, all das weckt in ihr einen passiven, zurückgezogenen Widerstand. Zugleich aber wehrt sie sich entschieden dagegen, daß übereifrige Freudianer unter den Lesern aus dieser Kindheit einen logischen Weg in den Terrorismus folgern. Immer wieder, gerade in ihren Schilderungen über die Zeit, nachdem sie nach Berlin umgezogen war, aber vor ihrem Weg in die Illegalität, weist sie darauf hin, daß auch andere Lebenswege möglich gewesen wären.

Während Meyer auf Geballer setzt, nimmt Viett sich bei den Schilderungen der Aktionen zurück. Über von Drenkmann etwa verliert sie gerade vier Sätze. Statt dessen öffnet sie ohne Effekthascherei den Blick des Lesers für das Leben im Untergrund. Das oft monatelange Warten, scheiternde Planungen, endlose programmatische Diskussionen, die zudem in Haft per Kassiber geführt werden müssen, alles das muß zermürbend und deformierend gewirkt haben. Die zunehmende Isolation der Gruppe, der unbedingte Wille zum Weiterkämpfen auch in Zeiten, als die Mehrzahl der Sympathisanten sich schon voller Unverständnis abgewandt hatte, die Unfähigkeit, längerfristige menschliche Bindungen einzugehen, in der Schilderung all dieser Abläufe liegt die Stärke der Autorin Viett. Nach Auflösung der Bewegung 2. Juni 1980 und tödlichen

Schüssen auf einen Pariser Polizisten 1981, setzt Viett sich in die DDR ab. Dort fühlt sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben zugehörig, und zwar zur »Gegengeschichte zum Kapitalismus. ... Die DDR war der letzte greifbare Widerstand, praktisch wie eine Oase, die sich noch hält gegenüber diesem System, das sich immer weiterfrißt. «

Diesen Standpunkt, sich nach dem Scheitern des eigenen Kampfes als Teil einer Gegengeschichte zu begreifen, teilt Viett heute in nahezu jedem der zahlreich erscheinenden Interviews mit. Von der *Kölner Stadtrevue* auf die von ihr gezogenen Analogien zwischen 2. Juni und Aufständischen im Bauernkrieg angesprochen, sagt sie: »Dahinter (steht, K. K.) dieselbe jahrhundertealte Idee von der Geschichte als einer Geschichte der Befreiung des Menschen. Das sind die großen Zusammenhänge, in denen wir uns bewegen. Auch wenn jede Zeit ihre Form von Widerstand hervorbringt.«

Von Thomas Münzer zu Inge Viett - eine ziemlich bizarre Historisierung des Scheiterns der Bewegung 2. Juni. Aber mit Sicherheit wesentlich sympathischer und ehrlicher als die Variante von Till Meyer, theoretische wie politische Versäumnisse weitgehend wegzuschweigen und sich nur noch in blanker Prahlerei zu ergehen.

Till Meyer: *Staatsfeind.* Spiegel Buchverlag, Hamburg *1996, 474* Seiten, *44* Mark

Inge Viett: *Nie war ich furchtloser,* Nautilus, Hamburg *1997, 319* Seiten, *39,80* Mark

Konkret 05/97, S. 63

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Lieber Schorsch Seeßlen. Speziell Dir, lieber Heftkamerad, der ich dich gern als das durch den Medienranz eiskaltheiß fahrende Messer der Erkenntnis belobige, will ich folgende Geschichte erzählen. Sie handelt nicht von der Macht des Schicksals, sondern von einer höhern: der Macht des Fernsehns. Geht los ... : Gegen 20 Uhr 45 westsaharischer Zeit am Samstag, dem 22. März diesen Jahres, mit dem Radl her hinter jener deutschen Exklave in der englischen Ferienkolonie in Los Christianos (Playa de las Americas) auf Tenerife, die im »Kanarischen Wochenspiegel« die Übertragung der Bundesliga verheißt, stoße ich auf eine sechsköpfige Touristengruppe, die ich, wiewohl als deutsch identifiziert, kleines Fezes wegen frage: »Ixkjus mi, kän ju sei mi, wer is se Restaurang, in witsch ei kän luk dschörman Futboll?« - - Und weißtu, was der >Sprecher< der Gruppe, ein hochgewachsner Mittvierziger, nach keinen zweidrei Verdutztsekunden sagt?: »Ja, des gibts doch ned, Sie san doch der, der wo an Gartnzaun gstricha hod im Fernsehn, im Bayer auf Rügn, grün und weiß hamsn gstricha, i hob eahna glei an da Stimm kennt! « Es war dies aber, lieber Schorsch, der Herr Eder aus dem ingolstädtischen Wettstetten, und wie wir uns alle miteinander ablachend ausverwundert hatten apropos diesem Zufall von Valentins-Graden, und ich auf Herrn Eders Frage, was ich denn nach dem Bundesligazuaschaung noch so machete auf der Insel, geantwortet hatte: »Mei, i schaug hoit no a bissl in mei Büacherl nei[1)], in die Schriften vom Ludwig Feuerbach«, da sagte Herr Eder: »Ja, des is guad, i hoaß ja a Ludwig! « Wieder Zuhause suchte ich die DisPo heraus; wir drehten dernach am 4. Oktober 95 für die 54. Folge. Und ich strich hinterm Zaun stehend der Kamera zugewandt, was im Leben lediglich närrisch wär, aber im Film einwandfrei ist. Ich freu mich auf deinen Tierfilmessay im Raume nebenan!

Sehr geehrter Herr Hadayatullah Hübsch. Am Abend des 8. April hatte ich ein Pfund Spargel erstanden und schickte mich an, denselben zu schälen. Und zwar vor dem Fernsehapparat, um »Glücksrad« zu kucken. Es war aber der »Offene Kanal Hamburg« eingestellt und - Sie auf dem Bildschirm. Ach, sagte ich mir, das ist ja der Schreiberkollege Hübsch, bimma gespannt, was er vorträgt aus seinem Werke. Doch wie, lieber Kollege, enttäuschten Sie mich. Zunächst einmal: Auch ich trage Kopfbedeckungen, entweder mit Schirm gegen die Sonne auf dem Tennisplatz oder einen wollnen Pudl bei Graden gegen Null zu, wenn ich im Sattel meines Tourensportrades durch das herbstliche Umland schnüre. Doch Sie trugen im gewiß doch temperierten Studio eine sogenannte bedeutungsgefütterte Mütze, fast aus dem Fell eines Bären, und was Sie derdermaßen kopfbedeckt vortrugen, das war m.E. relativ obskur. Sie lasen nämlich nicht aus Ihren Werken, sondern bewarben eine Religion, eine Religion, deren Hauptwerk behaupteterweise von einem Autor stammt, der weder im VS organisiert ist noch Mitglied ist bei VG Wort, geschweige daß er weiß, wo die KSK wohnt. Dieser Gustav Otto Theodor Theodor buchstabierte Herr habe dieses Buch persönlich geschrieben, und nicht etwa gewöhnliche schriftstellerisch begabte Leute mit Nasen und Ohren und Neigungen sowohl zu Ackerbau, Viehzucht und Kinematographie wie zu Phantastereien, Furcht, Haarausfall und Tod, denn bis in den kleinsten Kringel hinein sei dieses Buch, sagten Sie im Stil des Begeisterten, einfach zu göttlich, als daß es sich der historisch bedingten Formulierungskunst von Sterblichen zu verdanken vermöchte. Ich fuhr währenddessen fort mit dem Schälen des Spargels, und zwar von der Wurzel abwärts zum Kopf und nicht zu dick und nicht zu dünn, und sah Ihnen zu, wie man Ihnen immerzu so Zettel reinlegte aufn Tisch, und dachte mir, öha, jetzt spielt er auf der Amateurswelle richtiges Fernsehen, also daß es so ausschaut wie bei diesen Ratgeber-Sendungen, wo ja auch die Leute anrufen, und die werden dann von Teilzeitstudentinnen notiert und der Expertenrunde reingereicht ins Studio. Die Zettel und das Reinreichen stimmte, aber es waren keine Fragen betreffend Banales wie Mukoviszidoseselbsthilfegruppen oder Witwenrentensplitting oder Umschuldungsbetrüger, sondern die Reinrufer wollten nur was wissen über die Wahrheit letzterhand in diesem Buch. Ein Zettel wollte wissen, wie das mit den Frauenhaaren sei. Und Sie sagten: »Die Haare sind etwas, was einen gewissen sexuellen Reiz ausstrahlt, die sind von Gott gemacht worden, damit Sie den Mann öäääääh attraktiv finden lassen, und diese Attraktivität der Haare bedeutet, daß eine Frau, die nur ihrem eigenen Ehemann lieb und teuer sein will, sich nicht in der Öffentlichkeit darstellen möchte als jemand, der angestarrt wird wegen der Haare ... : Das Kopftuch gehört dazu, weil die Haare auf die Männer eine gewisse Faszination ausüben«; ein anderer Zettel wollte wissen, ob man Frauen verhauen dürfe, und Sie sagten: »Das ist nicht so, daß der Mann einfach die Frau schlagen kann, es ist so, daß in der Extremsituation, wenn eine Frau die Familie zu zerstören beginnt, der Mann sich aber nicht scheiden lassen will, der Mann aufgefordert ist, die Frau zu ermahnen ... und wenn die Frau trotzdem weiter Terror ausübt und die Familie zerstört, dann gibt es die Möglichkeit, die Frau durch einen Knuff[2)] sozusagen zur Vernunft zu bringen, so wie man plötzlich also jemand rüttelt, daß er aufwacht ... wenn es zu dieser Extremsituation kommen sollte, dann dürfen die Männer diese Frauen nicht im Gesicht schlagen, sondern wie gesagt nur einen Knuff sozusagen geben«; und ein dritter Zettel wollte wissen, wohin mit den Schwulen in diesem Religionsbuch, und Sie sagten: Wenn jemand die Ergänzung nicht will und sich weigert, die andere Seite zu akzeptieren und auf der eigenen Seite bleibt, dann produziert er einen Kurzschluß in seinem Gehirn ... diejenigen,

die homosexuelle Neigungen haben, sollen des Landes verwiesen werden oder aber sich zurückhalten ... «; ich schälte während dieser Ihrer Ausführungen meinen Spargel zu Ende, und zwar mit jenem schmucken kleinen Feitel, der schon so manchen Herrenpilz aus den Wäldern um Wildenroth ins Körberl beförderte, und dachte mir, ob das wirklich alles so sein muß, also Bücher aus der Original-Feder des Großen Vierbuchstabigen, männerliebende Männer mit Kurzschluß im Hirn oder Männer, die Ehefrauenterror mit Knüffen brechen, Frauenhaare, die, fielen sie offen vom Scheitel, Männerherzen wie ein Laser versengten und deswegen in die Kopftuchtruhe müssen, und Sie, Kollege Hübsch, mit ihrer Mütze, die mich auch ein bißchen an Charly Chaplins Gefährten in »Goldrausch« erinnerte, und diese Zettel, die da aus dem unerschöpflichen Fragerachen eines weniger an konkretem Arsche auf konkretem Stuhle, sondern mehr an ewigeren Haltungen intressierten Publikum auf ihren Auskunftstisch ichsaachma flattern, muß das sein? Müssen die Omnibusse in eternity auf dem Dache fahren? Darf nur die Idee vom Huhn das Huhn erschaffen haben oder (hilfsweise) die des Eis das Ei, ha?

Sie sagten, von einem Zettel da drauf angesprochen: Das, was Sie da trieben, sei eine Art Dschihad. Sie kämpften nämlich auch, und zwar um Anhänger für ihre Firma. Friedlich, bzw. versteht sich. Ich glaube, Herr Hübsch, Sie sind noch jung und glauben infolgedessen, sich in fremdes Zeug schmeißen zu müssen. Wenn Sie einmal auf die Fünfundsechzig zugehn wie ich (und in den Genuß u.a. auch der Pensionskassenrente der ARD kommen), dann wird sich dieses alles gelegt haben wie Heu ins Gras, und Sie wissen abbahallo Bescheid und kümmern sich wie ich ausschließlich um den Vortrag eigener Schriften und um den Spargel bzw. die andern Gemüse der Saison. Gesundheit Ihnen! Ihr Obiger.

---

1) das ich mitführte im Lenkertäschchen vom Tchibo-Versand (19,95, was nicht die Bohne taugt, weil es null seitenstabilisiert ist und wie ein ermordetes Veilchen auf den Reifen runterhängt)

2) Knuff: leichter horizontaler Schlag mit der Faust, in die Seite, in den Rücken

Konkret 05/97, S. 64

Ka□ Sokolo□ sk□

Film & Theater

Dante's Peak

Regie: Roger Donaldson; mit Pierce Brosnan, Linda Hamilton, Jeremy Foley; USA 1997; 112 Minuten; seit 10. 4. im Kino

Im Nordwesten der USA, eingerahmt von saftigen Wäldern, im Schatten eines prächtigen, kalten Vulkans, liegt die Kleinstadt Dante's Peak. Soeben zum zweitwohnlichsten Ort des Landes gekürt, wird die verschlafene Gemeinde endlich für das Großkapital interessant. Während Bürgermeisterin Rachel Wando (Hamilton) einen phantastischen Deal einfädelt, beginnt der Feuerberg leise zu husten. Der verbitterte Vulkanologe Harry Dalton (Brosnan) - aus der Ouvertüre des Films wissen wir, daß er einige Jahre früher, bei einer Eruption in Kolumbien, seine Verlobte verloren hat - wird entsandt, nach dem Rechten zu sehen.

Nach Begutachtung des Geländes und der ersten Opfer alarmiert er den Stadtrat von Dante's Peak, doch bevor Dalton den mehr um den Investor als um ihr Leben bangenden Pfeffersäcken Angst einjagen kann (allein Rachel mag ihm glauben), erscheint sein Fakultätschef und erklärt eine Evakuierung für überflüssig. Es soll vorerst nur, mit dem Teuersten, was an zuständiger High-Tech zu haben ist, weiter observiert werden. Wenig später explodiert der Vulkan, vernichtet das Städtchen, tötet eine unbestimmte Anzahl Hinterwäldler, und Harry Dalton ist schwer damit beschäftigt, Frau Bürgermeisterin und ihre Kinder zu retten.

Ein knappes Jahr nach »Twister« rollt eine neue Welle von Katastrophenfilmen, die vierte seit den 30er Jahren. Das war zu erwarten, denn die 400 Millionen Dollar, die »Twister« einspielte, sind eine Versuchung, an der kein Produzent vorbeikommt, der sein Hirn dort trägt, wo es bei einem Produzenten hingehört: im Portemonnaie. »Dante's Peak« wäre also nicht weiter bemerkenswert - so flach sind die Figuren, so vorhersehbar alles, was passiert - , schlüge der Film nicht einen Ton an, der das epigonale Produkt zu nichts weniger als einem Schlüsselwerk über die Ideologie macht, die diese neueste Renaissance des apokalyptischen Kinos bestimmt. Der Katastrophenfilm der späten Neunziger ist (was ihn von fast allen seinen Vorläufern unterscheidet) vor allem eine religiöse Angelegenheit.

Die einschlägigen Klassiker des frühen Tonfilms - »...dann kam der Orkan« von, immerhin, John Ford und »San Francisco« - gaben ebenso simple wie kraftvolle Metaphern auf die New-Deal-Politik F.D. Roosevelts ab: Nach dem ungeheuren Desaster (des Schwarzen Freitags) bedarf es allein einer ordentlichen Portion Gemeinschaftssinn und Zuversicht, um die Trümmer wegzuräumen und das Land wieder aufzubauen, schöner denn je. - Der Katastrophenfilm der 50er Jahre kreist gleichsam traumatisch um die Atombombe; zumal in seiner japanischen Variante, der Godzillaserie, artikuliert sich eine seltsam animistisch eingefärbte Panik vor der anonymsten aller Mordmaschinen. Aber die Bombe stand für noch mehr: In jenen Tagen des Eiskalten Krieges sei »alles versteinert gewesen«, hat Harry Mulisch einmal bemerkt, »sogar die Vögel hingen reglos zwischen zwei Bäumen in der Luft«. So selbstverständlich dumpf und resigniert, wie z.B. die Überlebenden des Atomkriegs über »Das letzte Ufer« von Stanley Kramer stolpern, müssen sie - darin liegt das Grauen dieses eher zurückhaltend inszenierten Films - schon vor dem großen Knall dahingeschlichen sein.

Die Katastrophenspektakel der Siebziger weiden sich vor allem an der Vernichtung moderner Artefakte durch archaische Gewalten: Das höchste Gebäude der Welt wird eröffnet, und sofort bricht ein »Flammendes Inferno« aus; Los Angeles, eben noch berstend vor Geschäftstüchtigkeit, muß sich von einem »Erdbeben« flachlegen lassen. Diese Filme, die mit ihren pyrotechnischen Schauwerten wuchern bis zur Monotonie, führen Scharen von Protagonisten auf und entwickeln doch nie Interesse an ihnen (auch deshalb mußten die Streifen selbst in den marginalsten Rollen mit den Superstars des amerikanischen Kinos besetzt werden).

Nicht die Menschen - Menschen kamen hier nicht vor - hatten nämlich das Unheil beschworen, sondern die »perversen« Verhältnisse, in denen sie lebten; darum wurde die Zerstörung von Gebäuden so viel präziser und ausführlicher illustriert als der Tod ihrer Bewohner. Kameltreiber vom anderen Ende der Welt hatten plötzlich Einfluß auf das Wohl der US-Wirtschaft, der Präsident entpuppte sich als Lügner und Verbrecher, die Heimstatt der Freien schien auf einmal frei verfügbares Eigentum der Geheimdienste zu sein -: Über die Erschütterung seiner politischen Naivität aber ließ das amerikanische Publikum sich von Filmen trösten, die mit infantiler Leidenschaft darangingen, alles kurz und klein zu schlagen, was demnächst ohnedies von den Ölscheichs aufgekauft werden würde.

Wie sein nächster Verwandter, das Science-Fiction-Kino, gehorcht auch das Desastergenre einem 20-Jahres-Zyklus: Offenbar müssen die Bilder vom Ende ebenso wie die der Zukunft für jede Generation neu definiert werden. Daß es wieder losgehen wurde, kündigte »Outbreak« von Wolfgang Petersen an. Noch etwas halbherzig zwischen Katastrophen- und Actionfilm changierend, hat »Outbreak« immerhin das Verdienst, die Helden definiert zu haben, die das Genre diesmal dringender braucht denn je. Nämlich die *Forscher.* Keine asthenischen, von den ethischen Konsequenzen ihrer

Experimente gebeugten Laborkittel mehr wie in den Fünfzigern. Sondern durchtrainierte, schlagfertige, enzyklopädisch gebildete Männer (und, beigeordnet, Frauen), die weniger ein professionelles als ein äußerst sinnliches Verhältnis zu ihrer Arbeit haben: Dustin Hoffmann spielt in »Outbreak« einen Virologen, der sein Seminar über Methoden der Feldforschung bei Indiana Jones absolviert haben dürfte. Die Tornadojäger in Jan de Bonts »Twister«, dem ersten echten Katastrophenfilm der Neunziger, zeigen sich nicht nur begeistert, sondern geradezu besessen von ihren Studienobjekten. Nichts als Verachtung haben sie übrig für jene Kollegen, die es sich am Schreibtisch gemütlich machen. Regelmäßig bringt ihre Neugier sie in Todesgefahr, immer wieder müssen sie einsehen, daß ihr stupendes Wissen (jeder *Forscher* sein eigenes Institut) ihre Ohnmacht angesichts der Katastrophe nicht im Geringsten mindert - und doch sind sie ohne Einschränkung als Helden gezeichnet. Merkwürdige Helden: die nichts verhindern und kaum ihr eigenes Leben retten können**.** Ein eigenartiger Masochismus beherrscht ihr Handeln, eine befremdliche Mischung aus Flüchen und Fachjargon ihre Gespräche. Außerstande, etwas auszurichten gegen den Aufruhr der Elemente, führen sie nur mehr, aber mit großem Pathos, vor, daß sie hilflos sind.

Er habe »versucht, dem Tornado einen menschlichen Charakter zu verleihen«, verriet De Bont gelegentlich, und benannte damit die zweite »Innovation« des aktuellen Katastrophenfilms. Auch der Vulkan in »Dante's Peak« hat eine (schwarze) Seele. Eingeführt wird er durch eine Einstellung, die Regisseur Donaldsen dem Western abgeguckt hat: Wie beim Schurken, der den Saloon betritt, bewegt das Auge der Kamera sich vorsichtig vom Fuß des Berges hinauf zum Kamm. Harry Dalton, Mann vom Fach und leidgeprüft, weist immer wieder auf die »Tücke« hin, die in Vulkanen stecke. Es fehlte nicht viel, und er würde die Fäuste gegen das Monstrum schütteln wie Ahab gegen den weißen Wal, so haßerfüllt kneift er die Augen zusammen, als er es zum ersten Mal sieht: Die Obsession der *»Twister«-Forscher ist* bei ihm vollends pathologisch geworden. Das Timing der Eruption schließlich gibt guten Grund zur Annahme, daß der Vulkan genau weiß, was er tut: Die halbe Gemeinde ist in der städtischen Turnhalle versammelt, um über Evakuierungspläne zu diskutieren, d.h. murren, als er zu röhren beginnt.

»Dante's Peak« verweist bereits im Titel darauf, welche dritte »Neuerung« er zum : Katastrophenfilm der Neunziger .' beiträgt: religiösen Schauder. Hier also ist der Krater, durch den Alighieri in die Hölle hinabstieg; und gar nicht zufällig wählt der erwachende Vulkan als erste Opfer ein zweifellos lediges, Pärchen das pudelnackt in einen Geysir springt: Es wird, beim Vorspiel, lebendig gesotten. Als Dalton und Bürgermeisterin Rachel Wando, die sich auf den ersten Blick ineinander verliebt haben (nicht nur die Tricks, auch Dramaturgie und Dialog stammen aus dem Computer), in den Clinch gehen wollen, warnt der Vulkan sie immerhin mit einem Schuß schorfbrauner Brühe aus dem Wasserhahn vor. Rachels Schwiegermutter weigert sich steifnackig, vor der anrollenden Lava ihr Haus zu räumen, und muß wenig später für ihre Hoffart mit einem Bad in Schwefelsäure büßen. Als Dalton samt frisch erworbener Kleinfamilie vor der zweiten, noch verheerenderen Explosion des Vulkans flieht, schreit er, wie Lot einst vor Gomorrha, seinen Schützlingen zu: »Dreht euch nicht um! Dreht euch nicht um! «

Dante's Peak wird eingeebnet, weil seine Einwohner der Habsucht erlagen, Daltons Chef von einer Springflut ersäuft, weil er aus Feigheit vor den Folgen keinen Fehlalarm riskieren wollte. Daß der Teufel, nicht bloß ein Vulkan los ist, kann Regisseur Donaldson gar nicht oft genug plakatieren: Als erstes Bauwerk geht ein Kirchturm in Stücke. »It turns day into night, air into fire, nature into a nightmare«, verkündet der Trailer, als wäre von Dämonenmacht die Rede. Die erstaunliche Ausstattung der Vulkanologen, *state of the art* wie die digitalen Spezialeffekte, nützt ihnen gar nichts: Ein Roboter, eigens konstruiert, um in den Krater hinabzukrabbeln, wird schon nach wenigen Metern von einem leisen

Rülpser des Unholds lahmgelegt. Gebannt von den Götzenbildern ihrer Notebooks und Seismographen, wollen die Wissenschaftler nicht erkennen, was Dalton, dieser *Forscher* und Heilige Krieger, mit schier übersinnlicher Hellsicht voraussagt.

In »Dante's Peak« tobt sich ohne Maß die Ideologie aus, auf die das 1990 lauthals verkündete »Ende aller Ideologien« von Beginn an hinauslief: die Gegenaufklärung. Dabei gehen die Produzenten nichts weniger als naiv vor. Dem Pressematerial hängt ein ausführliches Glossar über seismische Katastrophen an; und ausdrücklich als »pädagogischen Leitfaden« vertreibt United International Pictures eine CD-ROM zum Film, die randvoll gepackt ist mit Schaubildern, Dokumentarfilmen und lexikalischen Einträgen über Vulkane. Wir wissen alles und vermögen nichts: Um diese Botschaft geht es, vehementer noch als vormals in »Twister«. Habet Ehrfurcht vor der Gewalt der Natur! Meidet den Stolz Voltaires, der einst, anläßlich des großen Bebens von Lissabon, die Blindheit der Natur mit der Blindheit ihres Schöpfers gleichsetztel

Wenn, demnächst, in »Volcano« ein Lavastrom Los Angeles heimsuchen, James Cameron, für 150 Millionen Dollar, wieder einmal die »Titanic« versenken, wenn, danach, ein »Tsunami« auf San Francisco zufluten und Roland Emmerich »Godzilla« durch New York walzen lassen wird, mögen die biblischen Implikationen vielleicht nicht so aufdringlich sein wie in »Dante's Peak«. Es könnte aber auch viel dicker kommen: Schon Camerons »Terminator II« führte den Untertitel »Judgment Day«, Tag des Jüngsten Gerichts, und eine Produktion über den Absturz eines gigantischen Meteoriten wird unterm Arbeitsnamen »Armageddon« angekündigt.

Seit 1945 war es nie so deutlich wie heute, daß die Natur ein eher läppischer Feind der Menschheit ist, gemessen an dem Leid, das Menschen sich selber antun. Keine Sturmflut hat den Victoriasee mit Leichen verstopft, sondern ein Bürgerkrieg; und zehn Pinatubos zusammen werden nie so gute Killer sein wie die Terms of trade, die den Philippinen verordnet wurden. Doch so beiläufig, ja verschämt die Blutsäufer der Massenmedien die erste echte Kometenkatastrophe der Geschichte abgehakt haben, den Kollektivselbstmord von San Diego - es dauerte keine Woche, die Meldung zu verdrängen - , so extensiv auch bedient jetzt die Kulturindustrie den Wahn, der an die Stelle der Utopien getreten ist, treten mußte, nach ihrer offiziellen Abschaffung. (Die künstliche Vulkanasche in »Dante's Peak« wurde übrigens, sehr umweltfreundlich und sehr angemessen, aus zerriebenem Zeitungspapier hergestellt.) Die Gegenaufklärung marschiert? In »Dante's Peak« ist sie bereits am Ziel.

Konkret 05/97, S. 66

Hermann L. Gremli□ a

Gremli□ as e□ press

Ein Foto und ein Text, mit denen die »Bild«-Zeitung am 4. April auf Seite eins die Liebhaber der Freierpresse angemacht hat. Im Innern der Absteige, die unter allerlei rassistisch Rassigem täglich auch ein halbes Dutzend frischer zartrauher »Thaimädchen« anbietet, fragt die Reinmachefrau Dana Horakova anläßlich des Todes von Stephan Hermlin die noch traumfeuchten Gäste von »Danas Kultur-Stück«:

Kann einer Schwein und großer Dichter sein?

Hermlin nämlich sei zwar Schriftsteller, aber auch »Honeckers Freund« gewesen. Hätte nicht Uwe Nettelbeck verboten, Haustiere und insonders das liebenswerte Schwein schimpfwörtlich zu mißbrauchen, wäre mir auf Frau Danas Kultur-Frage ein Stück Antwort eingefallen, das mit Gefängnis nicht unter einem Jahr bestraft wird, was Frau Danas Freundinnen, die den »Bild-Kulturpreis« verleihen, darunter die große Dichterin Alice Schwarzer, noch süßer und selbstversunkener hätte dreinschauen lassen als Mino in der Nacht von Bangkok, und so habe ich, dank Nettelbeck, doppelt und dreifach Schwein gehabt.

Während also offen bleibt, was im Bordell über einen Dichter gedacht wird, gibt es deutliche Indizien auf das, was ein »Bild«-Redakteur zugleich sein kann, beispielsweise dieser hier, dessen Text ein »Bild«kulturpreiswertes Gedicht ist:

Oh, Schumi - hast du es gut. Das ist die schöne Rosmarie Salioni (23), die in Hamburg wohnt. Sie wurde unter 50 Bewerberinnen ausgesucht - als Hosteß für Formel-1-Star Michael Schumacher. Sie betreut ihn in diesen Tagen beim Großen Preis von Brasilien. Corinna muß sich keine Sorgen machen. Rosmarie hat in Hamburg einen Freund..

Daß er Corinna, die Gattin es Autorennfahrers, mit seinen drei Punkten animiert haben könnte, sich anstatt Sorgen lieber an Rosmaries Hamburger Freund heran zu machen, solange es Oh, Schumi in Brasilien gut hat, weil ihn die schöne Rosmarie Salioni als Hosteß betreut, kommt dem Dichter nicht in den Sinn. Warum? Ein altes feministisches Sprichwort sagt: Dumm dichtet gut.

Die »Bild« nach alledem näher als nahe liegende Frage:

Was kostet eine verkrüppelte Manneskraft?

beantwortet sie mit der Meldung:

Ein junger Mann (21) aus einem Vorort von Tel Aviv wurde von einem Hund angegriffen, in seinen Penis gebissen. Der Penis ist für immer verstümmelt, der Mann ist impotent. Er verklagte den Hundebesitzer. Außergerichtlich einigten sich die Parteien auf 95.397,53 Mark Schmerzensgeld.

Daß »Bild« nicht lügt, pfeifen die Spätzle von den Brettern - aber daß es in seiner Nachrichtengebung solche Vorbildlichkeit erreichen würde! Jeder Besitzer einer Beiß- und Scheißtöle, deren mindestens zwei auf drei »Bild«-Leser kommen, weiß jetzt, daß er gegebenenfalls auf seine DM 100.000 genau 4.602 Mark und 47 Pfennige rausbekommt.

Nachdem die Fragen nach Schwein und Dichter, Corinnas Sorgen, dem Preis der Manneskraft und dem unvorstellbaren Leser, der nicht gern mit Mino eine Nacht in Bangkok verbringen würde, mal ausweichend, mal unvollständig, mal erschöpfend und mal stumm beantwortet sind, wirft der Bonner Korrespondent des Blattes, Mainhardt Graf Nayhauß, die fast noch interessantere Frage auf, warum es bei Goldhagen so rappelvoll, bei der Präsentation eines Buches über Deutsche, die Juden gerettet haben, aber so leer gewesen sei, und landet mit der Antwort, die er sich gibt, mitten zwischen Frau Dana und dem verstümmelten Penis:

Der »gute« Deutsche steht halt nicht auf dem Spielplan des Zeitgeist-Theaters.

Während nämlich damals die Rettung der Juden durch gute Deutsche auf dem Spielplan stand, wird auf dem Zeitgeist-Theater heute durch böse Deutsche die Vernichtung der Juden gespielt. Eintritt für »Bild«-Redakteure: 47 Pfennige und ein Schwein.

Die »Frankfurter Allgemeine« zitiert den Kampfruf ihres ältesten, posthum von der »Frankfurter Zeitung« ererbten Todfeindes:

Kein tönendes »Was wir bringen«, aber ein ehrliches »Was wir umringen«.

Statt umbringen. Karl Kraus, den umzuringen Generationen Frankfurter Literaturredakteure (von Casimir Edschmid bis Marcel Reich-Ranicki) sich umgebracht haben, entwaffnet durch den Setzer - das hätte ihm nicht schlecht gefallen.

Daß Lenin seit siebzig Jahren tot ist, erkennt man daran, daß jetzt schon ein Wolfgang Wert von der »Süddeutschen Zeitung« sich traut, seine bayerische Urinprobe überm Grab auszuschütten:

Lenin lächelt... die Lippen noch immer umspült von jenem berühmten Lächeln, das Millionen das Leben kostete.. ein mit der Zuneigung seines Volkes eingespeichelter Teddy grinst über beide Backen... der große Zombie überlebt, und noch immer lächelt er sein gefräßiges Lächeln... der große Mörder Lenin soll bis zum Jüngsten Tag ruhen in seinem Glassarg...

Taten wie diese lassen das Fehlen einer besonderen Stufe zum Bundesverdienstkreuz schmerzlich vermissen: der Nahkampfspange zum Hosenladen-Orden (»Honi soit qui mal y pisse«).